

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

KLOSS, KNÖDEL ODER KLUMPEN IM HALS?

Über Teutonismen und die nationale Einseitigkeit der Dudenbände

von Ulrich Ammon

Die Dudenredaktion sieht sich einerseits im »Dienst der Sprachkultur« und will »dazu beitragen, daß die deutsche Standard-sprache nicht in Varianten zerflattert« (Duden-Universalwörterbuch 1989, Vorwort). Andererseits möchte sie »die deutsche Sprache in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und im gesamten deutschen Sprachraum (...) dokumentieren« (Duden 1991, S. 12 f.). Diese beiden Zielsetzungen sind nicht ohne weiteres zu vereinbaren und lassen sich auf unterschiedliche Weise ausbalancieren. Im folgenden wird auf eine Ungleichgewichtigkeit hingewiesen, die meines Erachtens änderungsbedürftig ist. Die Entscheidung darüber ist sowohl wegen ihres spezifischen Inhalts als auch wegen der Bedeutsamkeit der Dudenbände für die deutsche Sprache von Interesse für die ganze deutsche Sprachgemeinschaft.

In den Dudenbänden sind spezifisch österreichische und spezifisch schweizerische Sprachformen (Austriazismen bzw. Helvetismen) eigens markiert, und zwar mit den Kürzeln »österr.« bzw. »schweiz.«

Spezifisch deutsche Sprachformen sind dagegen nicht markiert. Es ist überhaupt keine entsprechende Markierung vorgesehen (»d.«, »dt.« oder dergleichen). Damit entsteht zunächst einmal der Eindruck, daß – im Gegensatz zu österreich-spezifischen und schweiz-spezifischen Sprachformen – deutschland-spezifische (»deutsch-ländische«) Sprachformen (Teutonismen) gar nicht existieren.

Insbesondere scheint es nach dieser Markierungspraxis keine für ganz Deutschland und nur dafür geltende Sprachformen zu geben. Daß diese Markierungspraxis jedoch nicht der sprachlichen Wirklichkeit entspricht, läßt sich leicht durch einige Beispiele demonstrieren, etwa aus dem Bereich des Wortschatzes: *Abitur* (österr./schweiz. *Matura*, schweiz. auch *Matur*), *Schneebesens* (österr. *Schneerute*, schweiz. *Schwingbesens*), *Sahne* (österr. *Obers*, österr./schweiz. *Rahm*), oder – aus dem militärischen Bereich – *Strammstehen*

Inhalt

Kloß, Knödel oder Klumpen im Hals? von Ulrich Ammon	S. 1
Wechsel im Kuratorium des IDS	S. 4
»Kernkraft« und »Atomkraft« Rezension von Fritz Hermanns	S. 5
Wir Schnupperkinder von Michael Kinne	S. 6
Das IDS im Internet	S. 6
Impressum	S. 6
Die <i>Deutschen</i> nach der Vereinigung von Claudia Fraas	S. 7
Karl Kraus und die Sprachreiniger von Dirk Michel	S. 11
Kreuzworträtsel	S. 14
Carmen Spiegel »Streit« Rezension von Iris Schmid	S. 15
Humboldt-Forschungspreise	S. 15
Virtuell Sprachglosse von Rainer Moritz	S. 16

(österreich. *Habachtstellung*, schweiz. *Achtungstellung*).

Ich komme auf das Problem der Teutonismen, das – um Mißverständnisse zu vermeiden – einiger weiterer Hinweise bedarf, am Ende noch einmal ausführlicher zu sprechen. Solche spezifisch deutsche Sprachformen sind in den Dudenbänden grundsätzlich nicht markiert. Markiert sind nur die auf Teilgebiete Deutschlands beschränkten Sprachformen, z.B. als »nordd.«, »südd.«, »nordostd.«, »nordwestd.«, »südwestd.« und dergleichen.

Die Nicht-Markierung der Teutonismen, also der spezifischen Formen des eigenen Landes, entspricht der Markierungspraxis der Dudenbände vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Damals wurden zwar spezifische Sprachformen der Deutschen Demokratischen Republik markiert (z. B. mit »DDR« im Duden-Universalwörterbuch 1989), nicht aber spezifische Sprachformen der Bundesrepublik Deutschland. Es fehlte nicht etwa nur das der Form nach analoge Kürzel »BRD« als Markierungszeichen, das der amtlichen Sprachregelung der Bundesrepublik nicht entsprochen hätte, sondern überhaupt die Markierung von Sprachformen als spezifisch bundesrepublikanisches Deutsch.

Daß es spezifische sprachliche Bundesrepublikanismen jedoch durchaus gegeben hat, darf mit Hinweis auf die umfangreichen Forschungen zu den Wortschatzunterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland als gesichert gelten. Dem entsprechend finden sich auch im in der DDR hergestellten »Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache« Markierungen mit »BRD« (vgl. zum Markierungszeichen 10. bearb. Aufl. 1980, Bd. 1, S. 033).

Die Markierungspraxis der Dudenbände gleicht insoweit derjenigen der in Österreich und in der Schweiz hergestellten Wörterbücher, als auch sie die spezifischen Sprachformen des eigenen Landes nicht markieren. Dagegen markieren sie die Formen des deutschen Deutsch. Im »Österreichischen Wörterbuch« (1990, S. 15) werden »Wörter, die speziell dem »Binnendeutschen«, das heißt dem Sprachgebrauch Deutschlands, angehören, (...) mit Stern (*) gekennzeichnet.«

Im Schweizer Wörterbuch »Unser Wortschatz« (1987, vgl. S. 397) gibt es die Markierungen »*binnend.*« und »*dt.*«, wobei letzteres offenbar deutsche Sach-, nicht Sprachspezifika kennzeichnet. Ersteres markiert dagegen den »Wortschatz, wie er auf dem Boden der Bundesrepublik gebraucht wird«, wie der »binnendeutsche Sprachraum« im Vorwort (S. IX) erläutert wird.

Dagegen finden sich im »Österreichischen Wörterbuch« keine Helvetismen und in »Unser Wortschatz« keine Austriazismen, bzw. sie werden zumindest nicht als solche markiert. Diese Unterlassung mag teilweise durch das beschränkte Format der beiden Wörterbücher bedingt sein. Sie verrät allerdings darüber hinaus eine fragwürdige Fixierung auf Deutschland bzw. die BRD, während das kleinere Nachbarland offenbar keine Beachtung verdient. Durch die Markierung von Formen beider anderen deutschsprachigen Länder zeigen demgegenüber die Dudenbände ein deutlicheres Bestreben, die deutsche Sprache »im gesamten deutschen Sprachraum [zu] dokumentieren«.

Wichtiger ist im vorliegenden Zusammenhang jedoch die übereinstimmende Nichtmarkierung der spezifischen Sprachformen des eigenen Landes. Sie ist freilich keine deutsche Besonderheit, sondern weitgehend die Regel bei Nachschlagewerken für »plurizentrische Sprachen«. Dies sind Sprachen, die sich über mehrere Staaten oder Nationen erstrecken und dort jeweils sprachliche, genauer sogar: standardsprachliche Besonderheiten aufweisen. Wenn diese Staaten zugleich Nationen sind, wovon man nach der Vereinigung Deutschlands im Falle der deutschen Sprache ausgehen darf, kann man spezieller auch von »plurinationalen Sprachen« sprechen (vgl. Ammon 1995, S. 95-100).

Auch die in Großbritannien hergestellten Wörterbücher markieren die eigennationalen Sprachformen nicht als »britisch«, die in den USA hergestellten Wörterbücher haben keine Markierung »USA«, und entsprechend ist es zumeist in anderen vergleichbaren Fällen. Diese Markierungspraxis ist für die Benutzung der betreffenden Nachschlagewerke *innerhalb* des eigenen Sprachzentrums (der eigenen Nation) unproblematisch, denn die spezifischen Sprachformen des eigenen Zentrums können dort ja ohne weiteres verwendet werden. Bei Benutzung in anderen (nationalen) Zentren derselben Sprache können jedoch Schwierigkeiten auftreten. Die Benutzer können dann mangels entsprechender Markierung dazu verleitet werden, spezifische Formen anderer nationaler Sprachzentren zu verwenden, die im eigenen Zentrum nicht gelten.

Genau dies kann Österreichern oder Schweizern passieren, wenn sie die Dudenbände zu Rate ziehen und sich – womöglich gegen das eigene »Sprachgefühl« – auf sie verlassen. Aus den Dudenbänden geht nämlich nicht hervor, daß Wörter wie z.B. *Abitur* oder *Sahne* in Österreich und in der Schweiz nicht gelten. So ist es aber, und sie sind auch in den eigenen Wörterbüchern (»Österreichisches Wörterbuch«, »Unser Wortschatz«) ausdrücklich als unösterreichisch bzw. unschweizerisch

markiert. Lehrer wären also berechtigt, sie z.B. im Schulaufsatz zu korrigieren, als fehlerhaft zu bewerten und sogar negativ auf die Note zu veranschlagen.

Diese Möglichkeit zeigt deutlich, wie problematisch die fehlende Markierung der Teutonismen für den praktischen Gebrauch der Dudenbände außerhalb Deutschlands ist. Zugespielt könnte man sogar sagen, daß die Dudenbände in der vorliegenden Form in Österreich und in der Schweiz unbrauchbar sind. Die fehlende Markierung der Teutonismen ist auch nicht vereinbar mit dem eigenen Anspruch der Redaktion, »die deutsche Sprache in ihrer ganzen Vielschichtigkeit (...) zu dokumentieren.«

Die Nicht-Markierung der Teutonismen in den Dudenbänden wäre weniger problematisch, wenn sie nur in Deutschland als Nachschlagewerke benutzt würden oder auf ihre eingeschränkte Verwendbarkeit in Österreich und der Schweiz ausdrücklich hingewiesen wäre. Beides ist nicht der Fall. In der Schweiz ist der Rechtschreibduden sogar amtliches Nachschlagewerk, und in Österreich ist er – trotz fehlender Amtlichkeit – weithin in Gebrauch. Österreich und die Schweiz verfügen selber über keinerlei Nachschlagewerke ähnlichen Umfangs, nicht einmal für die Rechtschreibung. Erst recht bleibt den Österreichern und Schweizern bei sonstigen Sprachfragen nichts anderes übrig, als sich der vielfältigen sprachlichen Nachschlagewerke aus Deutschland zu bedienen, von denen diejenigen des Dudenverlags sicher die wichtigsten sind.

Dabei sind sich die Österreicher und die Schweizer, vermutlich auch viele Sprachwissenschaftler, der nationalen Einseitigkeit der Dudenbände in Form fehlender Markierung von Teutonismen kaum bewußt. Die Bewußtwerdung könnte die Verwendung der Dudenbände in Österreich und in der Schweiz beeinträchtigen. Österreichische »Sprachpatrioten« – Personen, die sich um die Pflege österreichischer Sprachbesonderheiten bemühen – haben wiederholt die Dominanz der Dudenbände als Nachschlagewerke für die deutsche Sprache beklagt. Wolfgang Pollak (1992, S. 63) z.B. hat den »Alleinvertretungsanspruch des Duden« kritisiert. Dabei stört ihn vor allem, daß die Dudenbände angeben, und damit in gewisser Weise auch festlegen, welche Formen in Österreich standardsprachlich sind oder nicht.

Dabei muß man der Dudenredaktion immerhin zugute halten, daß sie diese Entscheidung auf Grund von Empfehlungen des österreichischen Duden Ausschusses trifft, dem namhafte österreichische Germanisten angehören. Dagegen bringen weder Pollak noch – soweit ich sehe – irgendwelche anderen Gegner der Duden-Dominanz die hier thematisierte

nationale Einseitigkeit der Dudenbände zur Sprache. Sie verrät jedoch meines Erachtens besonders deutlich eine von der Dudenredaktion gestützte, fundamentalere sprachliche Dominanz, nämlich die des nationalen Zentrums Deutschland über die nationalen Zentren Österreich und deutschsprachige Schweiz.

Die Markierungspraxis der Dudenredaktion läßt sich bewerten entweder als Befangenheit in der Perspektive des eigenen nationalen Zentrums, wie es für Nachschlagewerke einzelner Zentren plurinationaler Sprache typisch ist, oder als Überbewertung des deutschen Deutsch. Letzteres liegt hier näher oder ist zumindest impliziert bei einem Nachschlagewerk, das den Anspruch erhebt, die deutsche Sprache »in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und im gesamten deutschen Sprachraum« einzubeziehen.

Die Überbewertung, ja Verabsolutierung des deutschen Deutsch hat eine lange Tradition. Sie kommt z.B. zum Ausdruck in der nach wie vor dafür gängigen Bezeichnung »Binnendeutsch«, die in einer Art Selbstunterwerfung auch von den österreichischen und schweizerischen Nachschlagewerken verwendet wird. Diese Bezeichnung, deren Kritik nicht neu ist (z.B. Clyne 1984, S. 4 und passim; von Polenz 1988; Ammon 1994), drückt aus, daß es sich dabei um das zentrale Deutsch handelt. Von hier aus ist der Schritt nicht weit zu dem Gedanken, daß dieses Deutsch im ganzen deutschen Sprachgebiet gilt, also letztlich zugleich gemeindeutsch ist.

Wäre dies der Fall, so würde sich seine besondere Markierung als deutsches Deutsch in der Tat erübrigen. Es gäbe dann im Grunde gar keine Teutonismen. Diesen Eindruck muß man auch gewinnen, wenn man die bisherige Geschichte der Erforschung der Nationalvarianten des Deutschen anschaut, in der die Teutonismen praktisch nicht vorkommen. Daher ist es angebracht, anschließend noch kurz auf die Frage nach der Existenz von Teutonismen einzugehen.

Wenn wir im Moment einmal davon ausgehen, daß es Teutonismen, für die ja oben schon Beispiele genannt wurden, wirklich gibt, so beinhaltet die fehlende Markierung der Sprachformen des eigenen Zentrums, bzw. der eigenen Nation auch eine politische Peinlichkeit. Den Wörterbuchverfassern der einstigen DDR kann man keinen entsprechenden Vorwurf machen; sie erweisen sich in dieser Hinsicht als souveräner, als weniger im Horizont des eigenen Zentrums befangen.

So sind im »Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache« (vgl. 1980, Bd. 1, S. 032 - 036) nicht nur standardsprachliche Besonderheiten der BRD, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz als solche

markiert, sondern auch die des eigenen Gemeinwesens (Markierungszeichen »DDR«). Insofern war das DDR-Wörterbuch den Dudenbänden überlegen, zumindest von der Konzeption her. Es war – im Gegensatz zu den Dudenbänden – in dieser Hinsicht besser dafür eingerichtet, auch in den anderen Ländern der deutschen Sprache verwendet zu werden, ohne daß die Besonderheiten des eigenen Zentrums dort fälschlicherweise als gemeindeutsch erscheinen mußten.

Es ist verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß durch den Tourismus und die Rezeption von Massenmedien aus Deutschland die hier gebräuchlichen Sprachformen auch ziemlich allen Österreichern und Schweizern vertraut geworden sind (Ebner 1988, S. 107 f.). Eine Ausnahme bilden vermutlich regionale, z. B. norddeutsche Ausdrücke, die jedoch hier nicht zur Diskussion stehen, da sie in den Dudenbänden ohnehin als solche gekennzeichnet sind. Vielleicht ist es tatsächlich richtig, wenngleich empirisch bislang nicht überprüft, daß Teutonismen im Sinne von Sprachformen, die (weitgehend) nur in Deutschland bekannt sind, heutzutage nicht mehr existieren. Daß es jedoch Teutonismen im Sinne aktiver Sprachverwendung gibt, läßt sich kaum ernsthaft bezweifeln. Diese Formen sind dann auch in ihrer Verwendbarkeit in Österreich und in der Schweiz eingeschränkt, insofern sie nämlich ausgesprochen unösterreichisch bzw. unschweizerisch klingen.

In diesem Sinne »gelten« sie nicht in Österreich oder der Schweiz, wie ich es schon zuvor ausgedrückt habe, sind dort also nicht normaler Standard – mögen sie auch durchaus in der einen oder anderen Situation vorkommen. Es ist auch möglich, daß sie in Österreich oder in der Schweiz nicht ganz so fremd klingen wie umgekehrt in Deutschland Wörter wie *Karfiol* an Stelle von *Blumenkohl* oder *Velo* an Stelle von *Fahrrad*, aber in der Tendenz ist die Wirkung sicher ähnlich. Diese Behauptung erscheint mir gerechtfertigt, auch wenn gleichzeitig der Hinweis angebracht sein dürfte, daß sich in der entsprechenden Wirkungsforschung ein riesiges Brachfeld für empirisches Arbeiten eröffnet.

Anhaltspunkte für Teutonismen in diesem Sinne liefern die schon erwähnten »Sternchenwörter« im »Österreichischen Wörterbuch« oder die mit »binnend.« markierten Wörter im Schweizer Wörterbuch »Unser Wortschatz«. Zahlreiche weitere Kandidaten für Teutonismen findet man in den beiden Dudenwörterbüchern »Wie sagt man in Österreich?« (Ebner 1980) und »Wie sagt man in der Schweiz?« (Meyer 1989). In beiden Fällen enthalten vor allem die Lemmaerläuterungen Sprachformen, die als unösterreichisch bzw. unschweizerisch markiert sind. Bei Ebner (1980) sind sie als

»binnend.« gekennzeichnet, bei Meyer (1989) stehen sie hinter dem Zeichen »//«, was bedeutet, daß »sie in der Schweiz gar nicht üblich« sind (ebd., S. 19).

Zur weiteren Absicherung kann man die Mengen der in beiden Wörterbüchern solchermaßen markierten Formen miteinander schneiden. Es läßt sich nämlich nicht ausschließen, daß manche der bei Ebner markierten Formen nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz bzw. manche der bei Meyer markierten Formen außer in Deutschland auch in Österreich gebräuchlich sind.

Neben diesen Quellen für Teutonismen gibt es zahlreiche weitere, die jedoch jeweils für sich genommen weniger ergiebig sind (Ammon 1995, S. 330-357). Bei konsequentem Vergleichen findet man Teutonismen auf allen sprachlichen Ebenen. Daß ihre Bestimmung im Einzelfall mit gewissen Unsicherheiten verbunden ist, unterscheidet sie nicht wesentlich von den meisten Austriazismen und Helvetismen. Einige Beispiele müssen hier genügen.

Orthographie: *Kabarett*, *Majonäse* (österreich./schweiz. nur *Cabaret* bzw. *Mayonnaise*). In diesem Bereich bräuchte die Rechtschreibreform Änderungen.

Aussprache (Orthophonie): Schwa-Realisation des End-e im Lehnsuffix -<age>, z.B. in *Bandage*, *Garage* usw. (österreich./schweiz. nur stumm), Moullierung von -<ille> in Lehnwörtern wie *Quadrille*, *Vanille* (österreich./schweiz. un moulliert). Außerdem sind alle stimmhaften Frikative und Plosive typisch deutsch – außer vielleicht in der speziellen Situation des künstlerischen Vortrags.

Grammatik: Maskulines Genus von *Biskuit*, *Gulasch*, *Toto* (neben neutralem) (österreich./schweiz. nur neutral); unumgelauteter Plural von *Bogen*, *General*, *Korporal* (österreich./schweiz. nur umgelautet).

Wortbildung: Andere Fugenzeichen, z.B. *Rinderbraten*, *Schweinebraten* (österreich./schweiz. nur *Rindsbraten*, *Schweinsbraten*).

Wortschatz: Pfropfen (österreich. *Stoppel*, schweiz. *Zapfen*, dt. und österr. auch *Korken*), *Schnürsenkel* (österreich. *Schuhband*, schweiz. *Schuhbändel*), *Unterhemd* (österreich./schweiz. *Leibchen*), *die Eins* usw. (als Schulnote - entsprechend bei den anderen Noten) (österreich./schweiz. *der Einser* usw.), *Umgehungsstraße* (österreich./schweiz. *Umfahrungsstraße*) und viele andere.

Phraseologismen, deren Unterschiede allerdings oft auf Wortschatzunterschiede zurückgehen: *einen Kloß im Hals haben* (österreich. *einen Knödel im Hals haben*, schweiz. *einen Klumpen im Hals haben*).

Pragmatik: Sprechakte wie z.B. GrüÙe: *Guten Tag!* (österreich./schweiz. *GrüÙ' Gott!*), oder militärische Kommandos wie *Rührt Euch!* (österreich. *Rührt!*, schweiz. *Rührt!*).

Die Markierung solcher Formen als deutsches Deutsch wäre nicht nur sachlich richtig. Sie brächte darüber hinaus zum Ausdruck, daß die kodifizierende Instanz, z.B. die Dudenredaktion, die begrenzte nationale Geltung dieser Formen anerkennt. Sie könnte dann nicht mehr verächtigt werden, daß sie das deutsche Deutsch verabsolutiert, also für gemeindeutsch hält.

Diese Markierung lieÙe auch auf die Anerkennung einer mehr symmetrischen Plurinationalität der deutschen Sprache hinaus. Diese beinhaltet unter anderem, daß Deutschland nur eines neben anderen nationalen Zentren der deutschen Sprache ist, wenngleich ihr bevölkerungsstärkstes. Der Anspruch der Dudenredaktion, das Standarddeutsche in seiner Vielschichtigkeit und ausgewogen darzustellen, wäre dann eher gerechtfertigt.

Als Markierungszeichen böte sich z.B. »bundesd.« (bundesdeutsch) an, da »(...)d.« auch ansonsten in den Dudenbänden als Kürzel des Grundwortes »(...)deutsch« dient (»nordd.« usw.). Unproblematisch wäre dieses Markierungszeichen allerdings nur für die Zeit nach der deutschen Vereinigung. Für die Zeit davor käme evtl. »d.« für »(gesamt)deutsch« (BRD + DDR) in Betracht sowie »BRD« – in Analogie zu dem schon verwendeten »DDR«.

Die Markierung »d.« lieÙe sich auch für die Zeit vor der Teilung Deutschlands bis zurück zum Jahr 1871 beibehalten, falls ein dementsprechender Bedarf besteht.

Während dieser Zeit wurde deutsches Deutsch zumeist als »Reichsdeutsch« bezeichnet. Die Markierung »bundesdeutsch« wäre also nicht für alle Teutonismen treffend; dazu ist sie zu neuartig. Will man von den sprachlichen Besonderheiten Deutschlands bis zurück zu seiner Gründung (1871) sprechen, so kommt man um allgemeinere Bezeichnungen wie »deutsches Deutsch«, vielleicht auch »deutschländisches Deutsch«, bzw. »Teutonismen« (für die spezifischen Varianten) nicht herum.

Literaturhinweise

Ammon, Ulrich (1994): Über ein fehlendes Wörterbuch »Wie sagt man in Deutschland?« und über den übersehenen Wörterbuchtyp »Nationale Varianten einer Sprache«. *Deutsche Sprache* 22 (1), S. 51-65.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/NewYork: de Gruyter.

Clyne, Michael (1984): *Language and Society in the German-Speaking Countries*. Cambridge: Cambridge University Press.

Duden. Deutsches Universalwörterbuch. [1983] (1989): Drosdowski, G. u. a. (bearb. und hrsg.). 2. neu bearb. Aufl. Mannheim / Wien / Zürich: Dudenverlag.

Duden 1991 (1991): Die Reden anläÙlich der Vorstellung des »wiedervereinigten« Wörterbuches zur deutschen Rechtschreibung in Leipzig. Mannheim usw.: Dudenverlag.

Ebner, Jakob [1969] (1980): *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten*. 2. Neubearb. Aufl. (Duden - Taschenbücher, 8) Mannheim / Wien / Zürich: Dudenverlag.

Ebner, Jakob (1988): Wörter und Wendungen des österreichischen Deutsch. In: Wiesinger, P. (Hrsg.): *Das österreichische Deutsch*. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich, 12). Wien/Köln/Graz: Böhlau, S. 99-187.

Meyer, Kurt (1989): *Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten* (Duden-Taschenbücher, 22). Mannheim / Wien / Zürich: Dudenverlag.

Österreichisches Wörterbuch [1951] (1990): Hrsg. im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Sport. 37., überarb. Aufl. Wien: Jugend und Volk.

Polenz, Peter von (1988): »Binnendeutsch« oder Plurizentrische Sprachkultur? Ein Plädoyer für Normalisierung in der Frage der »nationalen« Varietäten. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 16, S. 198-218.

Pollak, Wolfgang (1992): Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher. Wien: Institut für Sozio-Semiotische Studien.

Unser Wortschatz. Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache. (1987) Bigler, Ingrid u. a. (bearb. und hrsg.) Zürich: Sabe.

Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. [1961-77] (1980-82): Klappenbach, R. / Steinitz, W. (Hrsg.). Berlin/Ost: Akademie-Verlag.

Der Autor ist Professor am Fachbereich 3 für Sprach- und Literaturwissenschaften der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg.

Wechsel im Kuratorium des IDS

Das Kuratorium, d.h. das Aufsichtsgremium des Instituts für deutsche Sprache, hat seit dem 27. Oktober dieses Jahres einen neuen Vorsitzenden und ein neues Mitglied. Professor Dr. Horst Sitta (Universität Zürich), der dem Kuratorium zwölf Jahre lang angehört hatte, zuletzt als Präsident, schied aus. Zu seinem Nachfolger im Präsidentenamt wählte das Kuratorium den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, Professor Dr. Friedhelm Debus von der Universität Kiel.

Prof. Debus wurde 1932 in Oberdieten (Hessen) geboren und studierte in Marburg Germanistik und Theologie. Von 1959 bis 1965 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Deutschen Sprachatlas. Anschließend hatte er eine Professur in Groningen inne, und seit 1969 ist er Professor für Deutsche Philologie in Kiel.

Der Redaktion des SPRACHREPORTS übermittelte Prof. Debus folgende Überlegungen zur Arbeit des Instituts:



Prof. Dr. Friedhelm Debus

1.» Im Zusammenhang mit der anstehenden Jahrestagung über die »Varietäten« im Deutschen vom 12.-14.3.1996 stellt sich die Frage, wie die regionale Vielfalt der deutschen Sprache und die sich daraus ergebenden Veränderungen noch stärker in das Forschungsprofil des IDS einbezogen werden können. Das betrifft alle Ebenen der Sprache, nicht zuletzt auch die bisher allgemein zu wenig beachtete Prosodie. Natürlich macht sich dabei schmerzlich bemerkbar, daß es einen zentralen Ansprechpartner »auf der anderen Seite« eigentlich nicht (mehr) gibt – wie er seit Beginn des Instituts konzeptionell eingeplant war: ein zentrales Forschungsinstitut für Mundart- und auch Namenforschung nach dem bewährten Vorbild anderer Länder. Das IDS sollte dieses Desiderat, auch im eigenen Interesse, stärker herausstellen und künftig sein Gewicht dazu nutzen, eine Lösung zu finden. Unabhängig davon könnte die Zusammenarbeit mit anderen Instituten, auch mit Wörterbuchkanzleien, intensiviert werden.

2. Neben der Innenperspektive ist die Außenperspektive nicht weniger wichtig.

Der europäische Integrationsprozeß und die internationale Zusammenarbeit rücken bestimmte Aufgabenfelder verstärkt in den Mittelpunkt des Interesses, so vor allem Deutsch als Fremdsprache, Sprachkontakte, Übersetzungsproblematik (systematische Erarbeitung umfassender zwei- oder mehrsprachiger Wörterbücher unter Einschluß von Synonymik und Phraseologie). Einem Zentralinstitut wie dem IDS wachsen hier in Zukunft weitere Aufgaben zu.

3. Die Erarbeitung großer Grundlagenwerke gehört zu den zentralen Aufgaben des IDS. Daneben sollte aber überlegt werden, ob nicht durch eher praxisorientierte, auch kleinere Publikationen eine stärkere Außenwirkung des Instituts erzielt werden könnte, damit solche Ereignisse, wie im letzten SPRACHREPORT beschrieben (vgl. SPRACHREPORT 3/95, 20: »IDS – Was ist das?«) der Vergangenheit angehören. Sicherlich werden die geplanten Orthographie-Arbeiten in diesem Zusammenhang auch von Bedeutung sein.

4. Die Öffnung des IDS zur Sprachgeschichte hin ist ein richtiger und guter Schritt gewesen. Der damit eingeschlagene Weg sollte auch in Zukunft weiter beschritten werden, wobei die Schwerpunktthemen aus der Fülle der Möglichkeiten zielorientiert bestimmt werden müssen, um Verzettelungen zu vermeiden. Die deutsche Gegenwartssprache als Hauptforschungsgebiet des IDS bleibt damit an ihre Geschichte gebunden, ohne die sie nicht zu denken ist. Der Name des Institutes grenzt insofern nicht ein oder aus. Das finde ich gut.«

Als neues Mitglied der Gruppe der externen Wissenschaftler im Kuratorium wurde Professor Dr. Cathrine Fabricius-Hansen von der Universität Oslo gewählt. Frau Fabricius-Hansen stammt aus Dänemark und lehrt in Oslo Germanistische Linguistik. Dem Institut für deutsche Sprache ist sie schon seit langem als Mitglied des Wissenschaftlichen Rates verbunden.

Rezension

»Kernkraft« und »Atomkraft«

Kernkraftwerke sind wie schlafende Vulkane. Viele Jahre merkt und hört man nichts von ihnen, wenn auch eine weiße Wolke anzeigt: Der Vulkan ist tätig. Eines Tages aber wird es wieder eine Katastrophe geben. Dann wird auch die Diskussion zum Thema Kernkraftwerke wieder virulent sein. Deren bisherige Phasen stellt ein neues Buch dar:

Matthias Jung: Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994, 260 S. DM 44.-

Anders als der Titel, der ein bißchen bitter ausgefallen ist, vermuten lassen würde, und trotz seines ernsten Themas ist es ein Vergnügen, dieses Buch zu lesen. Es ist

gut geschrieben, und es sagt uns viel Interessantes über unsere eigene Geschichte. Es belehrt uns nämlich über den Bewußtseinswandel, der in Deutschland in bezug auf die Atomkraft stattgefunden hat. Es zeigt, wie dabei Zeit- und Sprachgeschichte – in »Diskursgeschichte« – ineinandergreifen.

Ohne Kenntnis der Problem- und Politikgeschichte, die zu Bau, Betrieb und Schließung von Atomkraftwerken führte, ist die sprachliche Entwicklung nicht verständlich, die damit einherging, aber umgekehrt ist auch nur aus der Sprach- und Diskussionsgeschichte die politische Geschichte der Atomkraftwerke zu erklären. Wer an dem Zusammenhang von Zeit- und Sprachgeschichte interessiert ist, dem sei daher dieses Buch empfohlen.

Die Debatte um Atomkraftwerke hatte, so belehrt uns Jung, zwei große Phasen. In der ersten Phase war man sich in Deutschland einig, daß Atomkraft etwas Wunderbares sei, geradezu der Inbegriff des Fortschritts, wenn man sie nur »friedlich« nutze. Man war allgemein atombegeistert. Damals also war das, wie man glaubte, kommende *Atomzeitalter* noch kein Alptraum.

In der zweiten Phase – ungefähr seit 1975 – gab es erstmals große öffentliche Diskussionen über die Gefahren von Atomkraftwerken und spektakuläre Widerstandsaktionen, so in Wyhl, Gorleben, Brokdorf. Wörter wie *Restrisiko*, *GAU*, *Störfall* wurden jetzt geläufig. Und jetzt kam es auch zum »Streit um Worte« über die Atomkraft. Ob man sie *Atomkraftwerke* oder *Kernkraftwerke* nannte, wurde zum Erkennungszeichen für die Stellungnahme contra oder pro Atomkraftwerke.

So war also *Kernkraft* in der Tat nur eine taktische Beschönigungsvokabel, die das nunmehr ominöse Wort *Atom* vergessen lassen sollte? Nein, belehrt uns Jung, schon in der Phase der Atombegeisterung vor 1975 sagten die Experten *Kernkraft*, weil dies ihrer Meinung nach die »richtige« Bezeichnung war, *Atomkraft* aber eine »falsche«. (Noch »richtiger«, merkt Jung an, wäre allerdings »Uranatomkernspaltungsenergie« gewesen.) Anfangs also lief die Grenze im Gebrauch der beiden Synonyme zwischen Fach- und Laiensprache. Erst im Wortstreit wurden *Kernkraft* und *Atomkraft* dann tatsächlich zu politischen Bekenntniswörtern und Erkennungszeichen.

Das ist eine der Pointen dieses Buches, die Jung scharf herausarbeitet. Eine kri-

tisch engagierte Linguistik neigt zur Überschätzung manipulativer Möglichkeiten des »Besetzens von Begriffen«. Jung neigt seinerseits vielleicht zu deren Unterschätzung, beweist und betont jedoch die Wichtigkeit des Streits um Worte als politische Symbole und als Träger von Bewußtsein.

Seit Tschernobyl (1986) gibt es in der Bundesrepublik – so Jung – politisch eine Art stillschweigenden Konsens darüber, hierzulande keine neuen Kernkraftwerke mehr zu bauen, und so ist es um das Thema ruhig geworden. Bis zur nächsten

Neubaudiskussion bzw., wie gesagt, zur nächsten Katastrophe.

Fritz Hermanns, Heidelberg

Wir Schnupperkinder

Schon seit Mitte der achtziger Jahre kündigte es sich an, und inzwischen ist es nicht mehr zu leugnen: Wir alle leben in einem Zeitalter des Schnuppens und sind zu Mitgliedern einer Generation der Schnupperer gemacht worden.

Vermutlich wurde die spezifisch moderne Form der Schnuppererei von den Sprachgestaltern in den Werbebüros für uns erdacht. Und am Anfang klang das alles zunächst ja auch ganz hübsch und originell mit den *Schnupperangeboten zu Schnupperpreisen* im Rahmen von *Schnupperbesuchen*, *Schnuppertagen* oder gar *Schnupperwochen*. Inzwischen wird nun allenthalben geschnuppert, ob im Sektor Reisen (*Schnupperfahrt*, *Schnupperkur*, *Schnuppertourismus*) oder Bildung (*Schnupperkurs*, *Schnupperstudium*, *Schnuppervorlesung*), ob bei Parteien (*Schnuppermitgliedschaft*, *Schnupperquote*) oder Sportverbänden (*Schnuppertauchen*, *Schnuppertraining*).

Versuchen wir, die Schnuppererei auf den semantischen Punkt zu bringen, so soll wohl offenbar überall dort kräftig geschnuppert werden, wo uns jemand entweder etwas gern verkaufen möchte oder zu etwas überreden respektive von etwas überzeugen will, von dem wir noch nicht so recht angetan sind. *Schnuppern* also im Umfeld moderner Werbestrategien, und zwar im Sinne von »sich eine Sache mal anschauen, sie ausprobieren, es mit ihr mal versuchen, um sie (besser) kennenzulernen«.

Das herkömmliche Schnuppern war (und ist) zunächst wohl vorrangig eine tierische Angelegenheit. Das Tier zieht, wie wir wissen, beim Schnuppern in schnell aufeinander folgenden Zügen tief Luft durch die Nase ein, um einen Geruch gut, besser oder besonders intensiv wahrnehmen zu können. Von den Tieren haben wir Menschen etwas davon übernommen. Auch wir schnuppern bisweilen mit der Nase in der Luft herum, vornehmlich dann, wenn es etwas Ungewöhnliches, etwas Gutes oder etwas Widerwärtiges zu riechen gibt. Und – das nun aber schon in einem übertragenen Sinne – wir »beschnuppern« uns gegenseitig, um uns besser kennenzulernen. Allenfalls von hier aus läßt sich die Brücke zur neuen, oben beschriebenen Form der

modernen Schnuppererei schlagen. Zu konstatieren wäre für unsere Zeit also zum einen eine deutliche Bedeutungs- und zum anderen eine bemerkenswerte Verwendungserweiterung des Verbs *schnuppern*, die sich vorrangig an den vielen neuen substantivischen Zusammensetzungen mit *Schnupper-* ablesen läßt.

Damit sind wir im Arbeitsbereich des Lexikographen, des Wörterbuchmachers also angekommen. Er hat – unter anderem – solche Neuentwicklungen aufzuspüren (zu erschnuppern!), und im Wörterbuch zu beschreiben. Das jüngst (mit dem abschließenden Band 8 vollständig) erschienene »Große Wörterbuch der deutschen Sprache« registriert das neue *Schnuppern* zwar knapp und korrekt. Leider sagt es seinen Benutzern aber weder, daß es sich dabei um ganz neue lexikalische Entwicklungsvorgänge handelt, noch macht es sie auch nur annähernd mit der Fülle der heute häufig verwendeten *Schnupper-*Komposita vertraut. Bedauerlich ist das natürlich für jeden Benutzer dieses »großen« Wörterbuches, vor allem wohl aber für diejenigen, die mit dem jüngeren deutschen Sprachgeschehen weniger vertraut sind, beispielsweise die deutschsprechenden oder die deutschlernenden Ausländer.

In den im IDS zur Verfügung stehenden Sprachkorpora lassen sich für die Jahre seit 1990 mehr als vierzig *Schnupper-*Komposita ermitteln, von denen inzwischen etwa ein Viertel aufgrund der Belegungshäufigkeit als im heutigen Sprachgebrauch (zumindest vorläufig) etabliert gelten kann.

Eruiert wurden diese Daten im Umfeld eines neuen Wörterbuchprojektes am IDS, das die jüngsten Wortschatzentwicklungen im Deutsch der neunziger Jahre beschreiben wird. Das geplante Neologismenwörterbuch des IDS wird mit Sicherheit auch das neue *Schnuppern* differenziert beschreiben. Allerdings wird es, auch das kann man heute schon mit Sicherheit sagen, kein *Schnupperwörterbuch* zum *Schnupperpreis* werden.

Michael Kinne, Mannheim

Aktuell

Das Institut für deutsche Sprache im Internet

»Willkommen im Institut für deutsche Sprache«, heißt es seit Mai 1995 im WWW unter der Adresse: <http://www.ids-mannheim.de>. Neben einer Übersicht über die Arbeiten der einzelnen Abteilungen und Arbeitsstellen des IDS finden Sie auf den Web-Seiten des IDS ausführliche Darstellungen einzelner Projekte, Hinweise zu aktuellen Veranstaltungen und zu neueren Veröffentlichungen. Auch die Zeitschriften des IDS, die »Deutsche Sprache« (mit Jahresinhaltsverzeichnis 1994) und der SPRACHREPORT, sind vertreten. Die inzwischen vergriffene SPRACHREPORT-Extraausgabe zur Rechtschreibreform (Dezember 1994) kann vollständig im WWW abgerufen werden. Die Webmaster des IDS pflegen die Seiten und halten die Informationen auf dem neuesten Stand. Über Ihren virtuellen Besuch beim IDS freuen wir uns und nehmen gerne Ihre Hinweise und Anmerkungen entgegen.

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Postfach 101621, 68016 Mannheim.
Redaktion: Annette Trabold (Leitung),
Ulrike Haß-Zumkehr,
Dieter Herberg,
Heidrun Kämper-Jensen,
Eva Teubert
Redaktionsassistent: Melanie Gallo-Siebert
Satz & Layout: Claus Hoffmann
Belichtung: LaserSatz Thewalt
69257 Wiesenbach
Druck: Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-664X

Auflage: 2000
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,--
Einzelheft: DM 5,--
Bezugsadresse:
Institut für deutsche Sprache,
Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 0621/1581 - 0

Die Deutschen nach der Vereinigung

Begriffsgeschichte und Gebrauchswandel eines Reizwortes

Kaum läßt ein Disput, um deutsche Dinge kreisend, Tagesaktualitäten hinter sich, hat Friedrich Nietzsche Hochkonjunktur. Die Deutschen kennzeichne es, so hatte er befunden, daß die Frage, was eigentlich deutsch sei, nie aussterbe. Nein, ausgestorben ist sie bis heute nicht.

(Rheinischer Merkur 20.4.90, S. 3)

Die Frage, wer und wie die Deutschen sind, beschäftigt deutsche und nicht-deutsche Gemüter seit Jahrhunderten. Es gibt aber in der deutschen Geschichte immer wieder Phasen, in denen diese Frage als besonders dringlich empfunden und entsprechend intensiv verhandelt wird. Dann ist es aufschlußreich zu beobachten, auf welche Art und Weise das Phänomen *Deutsche* thematisiert, wie das Wort *Deutsche* verwendet wird und ob sich über Jahre hinweg Veränderungen im Gebrauch nachweisen lassen. Die deutsche Vereinigung hat zwangsläufig zur Konjunktur der Auseinandersetzung mit dem Deutsch-Sein geführt und Spuren hinterlassen, die hier verfolgt werden sollen.

Das Bild von den Deutschen

Fragt man Nicht-Deutsche, wie sie die Deutschen sehen, zählen sie Eigenschaften auf wie fleißig, ordentlich, angepaßt, autoritär und effizient, aber auch obrigkeitshörig, aggressiv und verführbar durch irrationale Ideologien. Diese Charakterisierungen scheinen fest mit Vorstellungen über die Deutschen verbunden zu sein, denn sie sind über Jahrhunderte zurückverfolgbar und offensichtlich resistent gegen Veränderungen in der Welt. Das nazistische Deutschland verfestigte das Bild vom »häßlichen Deutschen«, das bis heute im öffentlichen Bewußtsein sowohl in Deutschland selbst als auch im Ausland fortlebt und – obwohl bereits überlagert durch die Erfahrungen jahrzehntelanger Nachkriegsgeschichte in der DDR und der Bundesrepublik – jederzeit aktualisierbar bleibt. Dies war deutlich erkennbar, als im Zusammenhang mit der Wende in der DDR und der deutschen Wiedervereinigung das Bild vom häßlichen Deutschen eine heftige Renaissance erlebte. Besonders in Israel und den Nachbarländern Deutschlands, aber auch bei vielen Deutschen war die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und der Massenvernichtungslager präsent, und die Gefahren eines erneut Vormacht anstrebenden Großdeutschland rückten ins Bewußtsein. In den Medien konnte dies Ende 1989 / Anfang 1990 auch an der häufigen Verwendung von *großdeutsch* in Kollokationen wie *großdeutsche Gefahr*, *großdeutsche Bestrebungen* usw. beobachtet werden. Mit dem Frühjahr 1990 läßt der Gebrauch von *großdeutsch* wieder merklich nach, und mit Bezug auf ein wieder-vereinigtes Deutschland wird fast nur noch *gesamtdeutsch* verwendet.

Die Befürchtungen wegen eines wieder Vormacht anstrebenden vereinigten Deutschland verblaßten in der Weltöffentlichkeit spätestens mit dem Golfkrieg:

»Aus den »aggressiven Deutschen« wurden 1991 nach einer überraschenden Kehrtwende der Weltöffentlichkeit die »feigen Deutschen«, angebliche »Drückeberger« in der Anti-Saddam-Front zur Befreiung Kuwaits. Die auflagenstärkste Zeitung Großbritanniens, »Sun«, fragte den deutschen Botschafter im Februar 1991: »Warum benehmen sich die Deutschen während des Golfkrieges so feige?« Der Botschafter ... stellte fest: »Es

müßte doch eigentlich Lob auslösen, daß wir Deutschen uns geändert haben, nachdem uns immer vorgeworfen wurde, wir seien nationalistisch und militaristisch.« (Trautmann 1991, S. 4)

Stereotype, d.h. in einer Sprachgemeinschaft über einen Gegenstand vorherrschende Meinungen und Ansichten (Putnam 1979), können also, gesteuert durch äußere Situationen und Bedingungen oder auch durch Intentionen der Sprecher, aktiviert oder revidiert werden. Sie haben nicht unbedingt eine realistische Grundlage und resultieren oft weniger aus Fakten als vielmehr aus mehrheitlichen Stimmungen, Bewertungen, Emotionen oder aus Scheinrealitäten, wie sie durch Medien konstruiert werden können. Sie sind somit oft weniger wahre Urteile als vielmehr Vorurteile über die Welt. Umfassende internationale Umfragen haben ergeben, daß sich Stereotype über *Deutsche* gegenseitig überlagern, alte Feindbilder bereits von neuen, positiven Erfahrungen überdeckt werden, jederzeit jedoch bei extrem als negativ erlebtem Verhalten von Deutschen (wie z.B. bei rechtsradikalen Ausschreitungen gegen Ausländer zu Beginn der 90er Jahre) wieder aufbrechen können (vgl. Trautmann 1991). Seit den 70er Jahren zeigen Umfragen, daß ältere Feindbilder und Stereotype im Ausland längst nicht mehr so tief verankert sind wie in den 50er Jahren. Das *Deutschen*-Bild der Nachbarn hat sich im Laufe der Nachkriegsgeschichte normalisiert. Die Nichteinmischung in außerdeutsche Konflikte wurde bis zum Golfkrieg von der Weltöffentlichkeit als etwas Positives wahrgenommen, das das Bild von den militaristischen und nationalistischen Deutschen verblasen ließ. Die Sympathiewerte der Deutschen im Ausland haben, nicht nur wegen der Hochachtung vor der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik, sondern auch wegen der Integration der Deutschen in die europäische Gemeinschaft bzw. in die Gemeinschaft der Ostblockländer, zugenommen.

Soweit zum Fremdbild. Das Selbstbild der Deutschen ist ambivalent und inhomogen. Seit Generationen schwankt es zwischen Selbsterniedrigung und Arroganz und spiegelt das zwiespältige Image in der Welt, in dem sich neidvolle Bewunderung, Angst und Verachtung mischen (vgl. Reichel 1991, S. 316). Außerdem muß in der Nachkriegsgeschichte zwischen Ost- und Westdeutschen und deren Erfahrungen, Befindlichkeiten und Benennungsgepflogenheiten unterschieden werden, denn die unterschiedlichen Entwicklungen der beiden deutschen Staaten brachten unterschiedliche Selbst- und Fremdbilder hervor, die wohl nur einen gemeinsamen Nenner haben – den fehlenden Nationalstolz, der durch die Erfahrungen der Nazizeit stark belastet war. Dies ist wohl auch der Grund dafür, daß die Deutschen – ob in Ost oder West – in den Jahrzehnten nach dem Krieg ihre Identität nicht ungebrochen aus ihrer Nationalität beziehen konnten. Die nazistische Vergangenheit Deutschlands führte zur »Entlegitimierung des deutschen Nationalismus« (Habermas 1990, S. 209) und erinnert

»die Deutschen, auf welchen Territorien sie sich auch immer einrichten mögen ... (daran), daß sie sich auf Kontinuitäten ihrer Geschichte nicht verlassen können. Mit jenem ungeheuerlichen Kontinuitätsbruch haben die Deutschen die Möglichkeit eingebüßt, ihre politische Identität auf etwas anderes zu gründen als auf die universalistischen staatsbürgerlichen Prinzipien, in deren Licht die nationalen Traditionen nicht mehr unbesehen, sondern nur noch kritisch und selbstkritisch angeeignet werden können.« (S. 219 f.)

Während in den ersten Nachkriegsjahren sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland noch Hoffnungen auf eine Weiterführung der nationalstaatlichen Tradition bestanden, führte die politische Entwicklung in den 50er und 60er Jahren dazu, daß die deutsche Teilung sich unumstößlich manifestierte, was nicht ohne tiefgreifende Auswirkungen auf die Deutschen und deren Selbstverständnis blieb.

Bei den Deutschen in der Bundesrepublik hatte sich in der breiten Bevölkerung ein eher pragmatisches Selbstverständnis herausgebildet, das die Frage der nationalen Identität zurücktreten ließ (vgl. Mommsen 1990, S. 69). Nach Mommsen war dieses Selbstbild in den 50er und 60er Jahren durch vier Aspekte geprägt (vgl. auch Habermas 1990, S. 206):

1. durch ein Ausblenden der Nazi-Vergangenheit und eine eher ungeschichtliche Definition des eigenen Standortes;
2. durch die aggressive Abgrenzung gegenüber den Systemen Osteuropas, insbesondere gegenüber der DDR;
3. durch die Orientierung an den Werten und Verkehrsformen der westlichen Zivilisation, vor allem eine Orientierung an den USA;
4. durch den Stolz auf die eigene wirtschaftliche Leistung.

Für die Ostdeutschen treffen die meisten dieser Eigenschaften nicht zu, manche jedoch mit umgekehrtem Vorzeichen. Die Behauptung einer Abwesenheit von Geschichtsbewußtsein wird den Ostdeutschen nicht gerecht. In der DDR waren die Nazi-Vergangenheit und eine Hochachtung vor Menschen, die Widerstand geleistet hatten, immer gegenwärtig. Die vierte Eigenschaft, der Stolz auf die eigene wirtschaftliche Leistung, gilt bis etwa zum Beginn der 70er Jahre auch für die Mehrheit der Ostdeutschen. Die Gewißheit, trotz hoher Reparationsleistungen an die Sowjetunion und ohne amerikanische Hilfe die Kriegszerstörungen beseitigt und eine neue Industrie aufgebaut zu haben, erfüllte die Ostdeutschen mit Stolz. Von massiven Zweifeln an der Leistungsfähigkeit der eigenen Wirtschaft wurden breite Kreise der Bevölkerung erst mit den 70er Jahren ergriffen.

Die vier genannten Aspekte, die das Selbstverständnis der Westdeutschen in den 50er und 60er Jahren prägten, wurden seit dem Ende der 60er Jahre bis auf einen, das Selbstverständnis als Wirtschaftsnation, in Frage gestellt (vgl. Habermas 1990, S. 207 ff.). Die Protestbewegung der Studenten klagte eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit ein. Die Ostverträge mit der Anerkennung der DDR und die Entspannungspolitik entschärfte die aggressive Haltung gegenüber Osteuropa. Der Vietnamkrieg, das Erstarken der EG und die Wahrnehmung von Interessenkonflikten zwischen Europa und den USA vergrößerten die Distanz zu den Vereinigten Staaten. Mit den 70er Jahren bezogen die Westdeutschen ihr Selbstverständnis aus der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Bundesrepublik und zunehmend aus dem Stolz auf eine rechtsstaatliche Demokratie. Dies mag als Indiz dafür gelten, daß die Bundesbürger sich Ende der 70er Jahre eher einem *Verfassungspatriotismus* verpflichtet fühlten als einer *nationalen Identität*, wie sie in den 80er Jahren mit dem sogenannten Historikerstreit zumindest unter Intellektuellen diskutiert wurde.

Gebrauchswandel der Bezeichnung *Deutsche*

Da sich in den 50er Jahren abzeichnete, daß es in absehbaren Zeiträumen keinen deutschen Nationalstaat und kein einheitliches deutsches Volk mehr geben würde, erübrigte sich in der offiziellen Argumentation der DDR-Führung eine Bezeichnungsnotwendigkeit für *Deutsche*. In der öffentlichen Kommunikation der DDR vor 1989 wurde *Deutsche* nur mit historischem Bezug verwendet. Die Ostdeutschen wurden in der öffentlichen Kommunikation *DDR-Bürger* genannt, um einen expliziten Bezug zum Staat DDR herzustellen

und auch auf diese Weise den politischen Bruch mit dem Deutschland vor 1945 zu unterstreichen. Auch von den Westdeutschen wurden die Ostdeutschen in erster Linie nicht als Deutsche, sondern eher als Verkörperung des Fremden gesehen. *Deutschland* und *Deutsche* waren seit den 60er Jahren sowohl im Verständnis der West- als auch der Ostdeutschen Bezeichnungen, die nicht auf die DDR und deren Einwohner zuträfen. Vielmehr wurden sie von den Westdeutschen ausschließlich für sich selbst und ihr Land Bundesrepublik beansprucht, was in den führenden bundesdeutschen Massenmedien der 70er und 80er Jahre nachgelesen werden kann. Ein besonders anschauliches Beispiel hierfür liefert die *Bild*-Zeitung (Sommer 1989):

»In der »DDR« wurden seit Kriegsende 14 Wölfe erlegt. In Deutschland sind sie seit Ende des vergangenen Jahrhunderts ausgerottet.« (zitiert nach Teubert 1992, S. 236)

Hermanns (1992, S. 256) versucht, dies mit dem Vokabular der Prototypentheorie auszudrücken:

»Prototypisch formuliert, waren diese armen Deutschen aus der DDR nur periphere Exemplare der Kategorie *deutsch*, oder, wie man es ... gleichfalls nennen kann, sie waren schlechte Beispiele für das, was *deutsch* ist. ... Gerade deshalb, weil sie keine reichen Deutschen waren, waren sie prototypisch keine guten Deutschen. Denn ein guter Deutscher ist ein reicher Deutscher.«

Hermanns schreibt diese Sicht auf die Charakterisierung dessen, was ein typischer Deutscher sei, sowohl den Ostdeutschen als auch den Westdeutschen zu, mit der Begründung, daß sich die Ostdeutschen schon immer als Deutsche zweiter Klasse und die Westdeutschen als die wahren Deutschen empfunden hätten (1992, S. 255).

In der öffentlichen Kommunikation der DDR wurden *deutsch*, *Deutschland* und *Deutsche* als Bezeichnungen für Einrichtungen der DDR, deren Einwohner und das Land selbst immer mehr zurückgedrängt. Dies resultiert in starkem Maße aus der Veränderung des Selbstbildes, das die DDR im Laufe der Nachkriegsgeschichte entwickelt und in ihren verschiedenen Verfassungen festschreibt (vgl. Schlosser 1990, S. 51):

Der Artikel 1, Satz 1 lautet jeweils:

- 1949: Deutschland ist eine unteilbare demokratische Republik.
- 1968: Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat deutscher Nation.
- 1974: Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern.

Die Verfassung von 1949 strebt noch ein ungeteiltes Deutschland an, wie es auch in der Textzeile der Nationalhymne der DDR: *laß uns Dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland* zum Ausdruck kommt, die später zu öffentlichen Anlässen nicht mehr gesungen, sondern nur noch instrumental aufgeführt wurde. In der Verfassung von 1968 sieht sich die DDR noch als Teil der deutschen Nation, in den 70er Jahren wird *deutsch* – sofern nicht sprachliche, historische oder kulturelle Aspekte gemeint sind – fast nur noch in Bezeichnungen für gesellschaftliche Organisationen, Verbände oder staatliche Einrichtungen verwendet (z.B. *FDJ -Freie Deutsche Jugend*; *DSF - Deutsch-Sowjetische Freundschaft*; *Deutsch-Arabisches Gesellschaft*). Allerdings wird auch hier das Bestreben deutlich, die Bezeichnung *deutsch* zu vermeiden. Neu gegründete Organisationen wurden möglichst ohne die Markierung *deutsch* benannt, aus älteren Benennungen wurde *deutsch* durch Umbenennung getilgt (z.B. *Deutscher Kulturbund* in *Kulturbund der DDR*; *Deutsche Akademie der Wissenschaften* in *Akademie der*

Wissenschaften der DDR). Die Sprachregelungsbemühungen fanden einen offiziellen Höhepunkt darin, daß Erich Honecker auf der 13. Tagung des ZK der SED im Dezember 1974 erklärte:

»Unser sozialistischer Staat heißt Deutsche Demokratische Republik, weil ihre Bürger der Nationalität nach Deutsche sind ... Staatsbürgerschaft - DDR, Nationalität - deutsch. So liegen die Dinge.« (ND 13.12.74)

Bis zum Ende der DDR wurde diese Regelung für Fragebögen beibehalten. Neben einem Feld *Staatsbürgerschaft*, das mit *DDR* auszufüllen war, gab es ein Feld *Nationalität*, in das *deutsch* eingetragen wurde.

In den Bedeutungswörterbüchern der DDR kam *Deutsche* nicht als eigenes Stichwort, *Deutschland* nur als Bezeichnung für etwas Historisches vor. Im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (1980, S. 800) wird als erste Bedeutungserklärung für das Adjektiv *deutsch* angegeben:

»/ bezeichnet die Staatlichkeit, die territoriale, ethnische Zugehörigkeit / das ehemalige Deutschland und seine Bevölkerung betreffend ... / ist auf Grund der Entwicklung zweier Staaten mit gegensätzlichem Klassencharakter auf dem Territorium des ehemaligen Deutschlands nicht mehr undifferenziert verwendbar / die DDR oder die BRD betreffend ... / wird häufig in der BRD unberechtigt, unter Außerachtlassung der Existenz der DDR, ausschließlich für das Gebiet und die Bevölkerung der BRD verwendet /.«

Erst mit der Wende und Vereinigung werden in ostdeutschen Texten der öffentlichen Kommunikation *Deutsche* und *Deutschland* wieder mit aktuellem Bezug zum eigenen Volk und zum eigenen Land gebraucht.

Für die Ostdeutschen war es eine neue Erfahrung, sich mit der Wende in der DDR in der Öffentlichkeit selbst als Deutsche zu begreifen und zu bekennen. Das heißt nicht, daß sie dies nicht im privaten Kreis auch schon vor der Wende getan hätten. Das Novum der Wendezeit besteht darin, daß in die offizielle Kommunikation der Ostdeutschen Themen aufrückten, die vorher tabuisiert waren. Ein Ausdruck für diesen Bekenntnisprozeß als Deutsche war der Wandel der Wende-Losung *Wir sind das Volk* zu *Wir sind ein Volk*. Mit der Losung *Wir sind das Volk* wurde die Phrase der offiziellen DDR-Argumentation, daß das Volk im Mittelpunkt aller staatlichen Maßnahmen stehe, von den Betroffenen aufgegriffen, ernst genommen und so zu einer Forderung nach wirklicher Wahrnehmung des Volkswillens an die Regierenden zurückgegeben. Die Sprecher, die sich hinter diese Losung stellten, befanden sich noch in der Tradition ihrer Identität als Staatsvolk der DDR. Mit der Losung *Wir sind ein Volk* wird die Aussage erweitert und in dem Sinne uminterpretiert, daß *Volk* hier nicht mehr in erster Linie Staatsvolk meint, sondern Nation (vgl. Hermanns 1992, S. 254). Hier werden nicht mehr – wie in der ersten Losung – die Regierenden der DDR angesprochen und zur Anerkennung des Volkswillens aufgefordert, sondern das Deutsch-Sein der Bürger der DDR wird zum zentralen Thema, und die Einheit des deutschen Volkes wird heraufbeschworen, was zahlreiche Sprecher in der offiziellen Argumentation der Bundesrepublik sofort aufgreifen und unterstützen. So avanciert die Einheit der Deutschen relativ schnell zum zentralen Thema des öffentlichen Diskurses der Wende-Zeit.

In der öffentlichen Kommunikation nach 1989 wird also die Bezeichnung *Deutsche* auf die Ostdeutschen ausgeweitet, und zwar sowohl aus dem eigenen Selbstverständnis heraus als auch aus der Sicht der Westdeutschen. In diesem Zusammenhang kann im Verlaufe der Wende und des Vereinigungsprozesses ein Wandel der Sicht auf die Ostdeutschen festgestellt werden, der sich sprachlich in den Texten des Einheitsdiskurses als Bewertungswandel für die Lesart *Ostdeutsche* nachweisen läßt. Zur Zeit der Wende in der DDR und noch in den ersten Monaten des Jahres der Vereinigung wird die positive Rolle der *Deutschen in der DDR*

hervorgehoben, die eine *friedliche Revolution* zustande gebracht, den Status der *Deutschen zweiter Klasse* würdig ertragen haben und in der Nachkriegsgeschichte die Benachteiligten waren. Typische Textsequenzen hierfür, die zum Teil das Pathos der Wende-Euphorie tragen, sind folgende:

- () »Jeder einzelne von uns wird daran gemessen werden, ob er dieser Herausforderung gewachsen ist. Die Maßstäbe dafür setzen die Deutschen in der DDR. Wir werden uns messen lassen müssen an der Verantwortung, demokratischen Reife, an der Besonnenheit, mit der sie ihre Freiheitsrechte einfordern.« (BTP 16.11.89,13364)
- () »Wir bewundern die Deutschen der DDR, wie sie ihre Freiheit verfolgen.« (BTP 16.11.89,13366)
- () »Die Deutschen in der DDR haben ein neues, ein friedliches Kapitel in der Geschichte des Kampfes der Bürger für ihre demokratischen Rechte und für ihre Freiheit geschrieben.« (BTP 28.11.89,13544)
- () »Mit unseren Landsleuten in der DDR sind wir glücklich, daß nach Jahrzehnten Mauer und Grenzsperrern endlich friedlich überwunden werden konnten. Wir empfinden auch Stolz darüber, daß die Deutschen in der DDR mit ihrem friedlichen Eintreten für Freiheit, für Menschenrechte und Selbstbestimmung vor aller Welt ein Beispiel ihres Mutes und ihrer Freiheitsliebe gegeben haben, das übrigens auch überall in der Welt entsprechend gewürdigt wurde. Wir sind beeindruckt vom lebendigen und ungebrochenen Freiheitswillen, der die Menschen in Leipzig und in vielen anderen Städten bewegt.« (Kohl-Reden 2/1990,112)
- () »Die Deutschen in der DDR sind tüchtig, gut ausgebildet und begierig nach Erfolg. In wenigen Jahren können sie nachholen, was man ihnen vier Jahrzehnte lang verwehrt hat.« (Bild 11.11.89,5)

Solche Textsequenzen, die geradezu euphorisch Anerkennung und Bewunderung gegenüber den Ostdeutschen ausdrücken und sie sogar als Beispiel und Maßstab für die Westdeutschen darstellen, stammen alle aus der unmittelbaren Wendezeit (Herbst 1989) bis zur Zeit kurz vor der Volkskammerwahl (Anfang März 1990). Bereits kurz nach der Wahl kündigt sich ein Umschwung der positiven Bewertung und ein allmählicher Übergang zur Distanz an. Das Pathos klingt ab, und Defizite der Ostdeutschen werden thematisiert, jedoch immer noch mit Sympathie und Verständnis und dem deutlich erkennbaren Willen der Unterstützung einerseits und dem Einbringen ostdeutscher Anstrengungen und Werte andererseits:

- () »Die Deutschen in der DDR mußten gewiß die schwersten Lasten tragen, sie hatten geringere Chancen, ihr Nachholebedarft ist groß. Aber es nutzt ihnen nichts, wenn ihnen – in schmeichlerischer Absicht oder weshalb immer – dies als eigenes Verdienst, als frei gewähltes Los suggeriert wird.« (RM 9.3.90,3)
- () »Niemand wird seine Ausbildung umsonst gemacht haben. Die Deutschen der bisherigen DDR werden nicht als ein Volk von Ungelernten, wie mancher befürchtet, in die Einheit gehen.« (VKT 6.9.90,1567)

Sofort mit der Realität der Vereinigung beider deutscher Staaten (Oktober 1990) setzt ein massives Umschlagen der sprachlichen Signale von positiven auf negative Bewertungen ein:

- () »Die Deutschen der Ex-DDR werden einst die Ostfriesen – als Deppen der Nation verspottet.« (Sp 15.10.90,146)

Vielfach wird auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der deutschen Vereinigung und den Ostdeutschen ausgedrückt:

- () »Viele der jüngeren Westdeutschen äußern unverhohlen, sie hätten *ebenso gut ohne die Deutschen jenseits des »Eisernen Vorhangs« weiterleben können.*« (BZ 21./22.9.91,21)

In den meisten Texten seit dem Herbst 1990 jedoch werden die Ostdeutschen – im Gegensatz zu den Aussagen vom Herbst 1989 – mit negativen Werturteilen belegt. Die Ostdeutschen werden nicht mehr als strahlendes Subjekt der Geschichte dargestellt (vgl. oben), sondern als überfordert, unselbständig, unfähig und eigen-nützig:

- () »Die Ostdeutschen sind nach dem Kraftakt des Umbruchs *physisch, psychisch, sozial, geistig überfordert.* Ständig wird ihnen von den Großwessis deutlich gemacht, wie *unselbständig* sie sind.« (Zt 5.7.91,60)
- () »Ob die Ostdeutschen – wie oft behauptet – die »besseren« Deutschen sind, erscheint höchst fraglich. ... Auch die Ostdeutschen *dachten zuerst an sich; auch bei ihnen ließe sich aufzählen, was sie schon immer vergaßen, verdrängten oder nach ihren Bedürfnissen zurechtrückten.*« (Zt 15.2.91,3)

Das Verhalten der Ostdeutschen gilt nicht mehr als positives Beispiel, das Maßstäbe setzt (vgl. oben), sondern von ihnen wird eine Identifikation mit den Westdeutschen erwartet:

- () »Als Ex-Verteidigungsminister Rupert Scholz kürzlich in einer Fernsehdiskussion die Meinung vertrat, daß die ehemaligen DDR-Bürger *sich mit den Deutschen der Bundesrepublik identifizieren müßten, ...*« (BZ 28.8.91,22)

Positive Aussagen über die Ostdeutschen werden meist nur noch in ostdeutschen Medien formuliert:

- () »Ich sehe, daß viele Ostdeutsche *große Chancen* gegenüber manchem Westdeutschen haben. Da ist *viel Bildung, viel Solidität, auch viel Erfahrung und Kraft, schwere Situationen zu überwinden.*« (BZ 13.8.91,2-3)

Mit diesem Bewertungswandel geht einher, daß das Verhältnis von Ost- und Westdeutschen ins Zentrum des Interesses rückt und immer häufiger thematisiert wird. Auch dies kann im öffentlichen Diskurs vor 1989 weder in der DDR noch in der Bundesrepublik festgestellt werden und setzt erst mit dem Einheitsdiskurs ein. Die Art und Weise der Thematisierung des Verhältnisses von Ost- und Westdeutschen steht in engem Zusammenhang mit dem oben beschriebenen Bewertungswandel für *Ostdeutsche*. Bis zur Volkskammerwahl (März 1990) wird die Zusammengehörigkeit und Einheit der Deutschen betont:

- () »Die Deutschen aus dem Osten und Westen unseres Vaterlands haben deutlich gemacht: Wir sind *ein Volk.*« (BTP 16.11.89,13356)

Im Frühjahr 1990, als nach der Wahl klar wird, daß es relativ schnell zu einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten kommen wird, häufen sich Äußerungen, die das mentale und materielle Getrenntsein und die Fremdheit der Deutschen in Ost und West hervorheben:

- () »Dem Freudentaumel folgte der Konsumrausch; danach die Ernüchterung. Die Öffnung der Mauer zeigte aber auch, wie *fremd* sich die Deutschen der DDR und Bundesrepublik sind, *trotz gemeinsamer Geschichte und der selben Sprache.*« (FR 12.5.90,25)
- () »Kaum wiedervereint, stehen sich die Deutschen *kühl und fern* gegenüber.« (Zt 21.6.91,1)
- () »Die Deutschen leben wieder in einem Staat – doch zwischen Ost und West *tun sich Abgründe auf.* ... Fast ein

halbes Jahrhundert lang waren die Deutschen *getrennt*, sie haben sich weiter *auseinandergelebt*, als sie selbst wahrnahmen.« (Zt 15.2.91,3)

Als Begründung für das Sich-fremd-Sein der Ost- und Westdeutschen werden deren unterschiedliche Erfahrungswelten, Ziele und Bedürfnisse angegeben:

- () »Die westliche Werbung im Osten Deutschlands wird auch die Sprachkultur berühren. Begriffsbezeichnend haben sich die Deutschen *auseinandergelebt.* So gibt es bereits ein erstes spezielles »Übersetzungsbüro« in der DDR für Werbetexte aus der Bundesrepublik.« (FA 15.5.90,7)
- () »Die *Westdeutschen können ohne die Ostdeutschen leben, aber die Ostdeutschen nur schwer ohne die Westdeutschen.* Die Bundesbürger richteten sich zufrieden in ihrer Bundesrepublik ein, ohne die Landsleute drüben zu vermissen; die Sachsen, Thüringer, Brandenburger und Mecklenburger aber waren und blieben auf den glücklichen Teil Deutschlands orientiert, teilweise sogar fixiert.« (Zt 15.2.91,3)
- () »Während *im Osten alle Probleme beklagt* wurden, Meckerei war oft die einzige Möglichkeit politischer Meinungsäußerung, sah man von den anderen Deutschen nur die Schokoladenseite. Die *Westdeutschen* mußten kreditwürdig bleiben. Ihre Mitteilungen ließen *nichts von Sorgen* erkennen. Sie fuhren in großen Autos vor und erzählten von ihren Reisen.« (BZ 22./23.2.91,35)
- () »*Vereint* im Sinne nicht nur der Angleichung der Lebenschancen, sondern einer zunehmenden Übereinstimmung der Lebenslagen, zu der eine gemeinsame Zukunftsperspektive ebenso gehört wie eine miteinander geteilte historische Identität, werden *erst jene Deutschen sein, die nach dem 3. Oktober 1990 geboren wurden.*« (Zt 3.4.92,82)

Schlußbemerkung

Mit der Wende und Vereinigung setzen sich neue Tendenzen des Gebrauchs von *Deutsche* durch, die in der öffentlichen Kommunikation vor 1989 noch nicht bestimmend waren. Eine neue Tendenz ist die Erweiterung des Konzeptes *Deutsche* auf alle Deutschen, hier also vor allem sowohl auf die West- als auch auf die Ostdeutschen. Während in der öffentlichen Kommunikation der Bundesrepublik vor 1989 *Deutsche* in der Lesart *Bundesbürger* usualisiert war, wurde in der öffentlichen Kommunikation der DDR die Thematisierung des Konzeptes in nichthistorischen oder nichtkulturgeschichtlichen Kontexten vermieden. Die Ostdeutschen sollten ihre Identität über die Zugehörigkeit zum Staat DDR definieren und nicht in erster Linie über ihre deutsche Nationalität. Erst mit der Wende und Vereinigung wurde das Deutsch-Sein der Ostdeutschen sowohl für die Ost- als auch für die Westdeutschen wieder ein Thema.

Anmerkungen

Kürzel der Beleg-Quellen:

Bild	Bildzeitung (Tageszeitung)
BTP	Bundestagsprotokolle
BZ	Berliner Zeitung (Tageszeitung)
FA	Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland (Tageszeitung)
FR	Frankfurter Rundschau. Unabhängige Tageszeitung
Kohl- Reden	Bundeskanzler Helmut Kohl: Reden und Erklärungen zur Deutschlandpolitik
ND	Neues Deutschland (Tageszeitung)

RM	Rheinischer Merkur. Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur
Sp	Der Spiegel. Das deutsche Nachrichten-Magazin (Wochenzeitung)
Zt	Die Zeit. Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft, Handel und Kultur
VT	Volkskammertagungen (Protokolle)

Literaturhinweise

Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen. S. 10-28.

Habermas, Jürgen (1990): Die nachholende Revolution. Kleine politische Schriften VII. Frankfurt/M.. S. 205-224.

Hermanns, Fritz (1992): Ein Wort im Wandel: *Deutsch* - was ist das? Semiotisch-semantische Anmerkungen zu einem Wahlplakat der CDU (1990). In: Burkhardt, A./Fritzsche, K.P. (Hg.): Sprache im Umbruch. Politischer

Sprachwandel im Zeichen von »Wende« und »Vereinigung«. Berlin/New York. S. 253-266.

Mommsen, Wolfgang J. (1990): Wandlungen der nationalen Identität der Deutschen. In: ders.: Nation und Geschichte, München. S. 55-86.

Putnam, Hilary (1979): Die Bedeutung von »Bedeutung«, hg. u. übers. v. W. Spohn, Frankfurt/M..

Reichel, Peter (1991): Die häßlichen Deutschen - extrem schönheitsbedürftig. In: Trautmann, Günter (Hg.): Die häßlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn. Darmstadt. S. 316-333.

Teubert, Wolfgang (1992): Die Deutschen und ihre Identität. In: Burkhardt, A./Fritzsche, K.P. (Hg.): Sprache im Umbruch. Politischer Sprachwandel im Zeichen von »Wende« und »Vereinigung«. Berlin/New York. S. 233-252.

Trautmann, Günter (Hg.) (1991): Die häßlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn. Darmstadt.

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Sprachentwicklung in der Gegenwart am Institut für deutsche Sprache.

Dirk Michel

Karl Kraus und die Sprachreiniger

Zur Kritik des »Volkheitskollers« und seiner Apologeten

»Da es kaum gelingen dürfte, sämtliche fremden Kulturen einzu-deutschen, so ist es nicht unklug, sich wenigstens rechtzeitig an ein paar Fremdwörtern zu vergreifen, sie als Geiseln zurückzubehalten und sich an ihnen für die eigene Unbeliebtheit zu rächen.« Karl Kraus

»Gelähmt sei die Zunge, es verdorre die Hand jedes entarteten Deutschen, der unsre gedemütigte Mutter und ihre Sprache zu lästern, ja nur scheel anzusehen wagt!« Eduard Engel

»Gegen die Sozialkritik an den Fremdwörtern läßt wenig Überzeugendes sich vorbringen außer ihrer eigenen Konsequenz. Denn wird die Sprache dem Maß des »An Alle«, der Verständlichkeit schlechthin unterworfen, so sind unter den Schuldigen Fremdwörter, denen man eben doch nur meist aufbürdet, was man dem Gedanken verübelt, längst nicht die einzigen und kaum die wichtigsten. Reinigungsaktionen volksdemokratischen Stils könnten sich nicht mit den Fremdwörtern begnügen, sondern müßten den größten Teil der Sprache selbst umlegen.« Theodor W. Adorno

Sich mit Karl Kraus (Herausgeber der »Fackel« 1899-1936 in Wien) zu beschäftigen lohnt allein wegen seiner sprachlichen Genialität, ihn zu Wort kommen zu lassen ist deshalb auch spannender als eine wissenschaftliche Abhandlung über ihn. Sein Verhältnis zum Purismus zu skizzieren, was in dieser Explizitheit m.E. bisher nicht geschehen ist, ist auch nur scheinbar von ausschließlich historischem Interesse. Die Aktualität seiner Kritik des Nationalismus ist offensichtlich, sie über den institutionellen Kampf gegen das »Franglais« in Frankreich herzustellen geht allerdings am wesentlichen Problem vorbei. Die französischen Aktivitäten mit der Sprachreinigung in Deutschland in diesem Jahrhundert zu vergleichen ist zwar durchaus sinnvoll, eine Gleichsetzung jedoch deshalb töricht, weil der deutsche Purismus nicht einer unter vielen war, sondern ein qualitativ besonderer, dessen zugrundeliegende Ideologie, die spezifisch deutsche Variante des Nationalismus, das

Gegenmodell zu den demokratischen Staatsnationen Westeuropas abbildete.

Karl Kraus, ein exponierter Kritiker der Fremdwortjäger, dem es bei seinen Sprachüberlegungen nicht wirklich um linguistische oder sprachphilosophische Klärungen, sondern um die Kritik des Bewußtseins, insbesondere der deutschen Ideologie und der »Phraseologie« ihrer Apologeten ging, erkannte diese Besonderheit sehr genau. In seinem einem Marstheater zugeordneten Drama »Die letzten Tage der Menschheit« (der Umfang einer Aufführung würde nach irdischem Zeitmaß etwa zehn Abende umfassen) kommentierte dies der Nörgler im Dialog mit dem Optimisten stellvertretend für Kraus:

»Die Engländer sind keine Idealisten. Sie sind vielmehr so sauber, wenn sie ein Geschäft machen wollen, es nicht Vaterland zu nennen, ... sie lassen die Ideale in Ruhe, wenn der Export in Gefahr ist« (Kraus X: 202). *»Im deutschen Wesen«* dagegen *»geht alles Heterogene eine heillose Verbindung ein«* (Kraus X: 203).

Goethe als höchstrichterliche Instanz ?

»In einer Zeit, in der jeder Hohlkopf sich über die Sprachreiniger als »Puristen« lustig machen zu können glaubt, ist es doppelt notwendig, die Maßstäbe zurechtzurücken und wieder an das schöne Wort Goethes, des Weisen, zu erinnern, daß die Sprachreinigung nicht etwas Überflüssiges, sondern das Geschäft der »besten Köpfe« sei.« Einer dieser vom Herausgeber der »Wiener Sprachblätter« (Julmonat 1875, 175) so benannten »Hohlköpfe« sollte Karl Kraus werden, der »eher den Hungertod« gewählt hätte, als »statt eines Roastbeefs ein blutiges Rindslendendoppelzwischenstück mit Barbaudentunke« zu essen (Fackel 431: 105/107). In dem Artikel »Hier wird deutsch gespuckt«, der den Band »Die Sprache« einleitet, erinnerte der Sprachkritiker Kraus ebenfalls an jenes Goethe-

Zitat und stellte es ihm – um die Maßstäbe zurechtzurücken – etwas vollständiger voran:

»Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfter als geistlos ... Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut reinsprechen, da er nichts zu sagen hat.«



Nachdruck nur mit Angabe der Quelle »DIE FACKEL« erlaubt.

Daß Zitate von Goethe zur Unterstützung auch gegensätzlicher Positionen herangezogen wurden, ist ein Phänomen, das bereits Kirkness (1975: 267) festgestellt hat. Und: Gegner wie Befürworter der Sprachreinigung hatten dabei recht und unrecht zugleich.

»In dieser großen Zeit«

Karl Kraus' Auseinandersetzung mit den Sprachreinigern, die er gelegentlich auch gerne als »Sprachputzer« denunzierte (Fackel 554: 14), fand insbesondere während des I. Weltkrieges statt. Nicht nur »In dieser großen Zeit« (so der Titel der »Kriegs-Fackel«, Nr. 404) vertrat Kraus die Menschenwürde, das Individuum (in seiner Einzigkeit, nicht Einzigartigkeit) stand im Mittelpunkt seiner Überlegungen. Seine Auffassung

»Nichts ist engherziger als Chauvinismus oder Rassenhaß. Mir sind alle Menschen gleich, überall gibt's Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung. Nur keine kleinlichen Vorurteile!« (Kraus VIII, 59)

kollidierte zwangsläufig mit der Kriegsbegeisterung der Sprachreiniger, die von Anfang an die Unterordnung des Individuums unter das »größere Ganze« – die Nation – forderten. »Im Dienste des vaterländischen Gedankens« zu arbeiten und »das nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen« wurde bereits in der Satzung, die in der ersten Nummer der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (Zs. 1886/1: 1) veröffentlicht wurde, formuliert.

»Die sprachliche Brachialtruppe«

Der Allgemeine Deutsche Sprachverein (ADSV), zu dessen Gründung 1885 Herman Riegel mit seiner Schrift »Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen« den Anstoß gab und der zum Wortführer einer umfassenden Kampagne gegen die Fremdwörter wurde, die seine Losung »Gedenke auch, wenn du die deutsche Sprache sprichst, daß du ein Deutscher bist« als Leitspruch übernahm, bekämpfte vornehmlich die »welschen Sudelwörter«, die »nichts weiter als ein widerwärtiger Lappen jenes Knechtsgewandes sind« und »die Ehre des deutschen Namens verletzen« (Zs. 1886/1: 3-4).

Die »Ausmerzungen« der »Schmarotzer« (Fremdwörter) wurde in einem Kontext geltend gemacht, in dem organisatorische und völkische Argumentationsmuster die entscheidende Rolle spielten: die Sprache sei in einer Phase des Alterns nicht mehr in der Lage, sich gegenüber dem Fremden selbst zu behaupten; Hilfe in Form von Heilung müsse von außen (vom Sprachverein) kommen; ein lebenskräftiges international geborenes Wort gebe es nicht, ein jedes habe völkischen Ursprung; die Deutschen seien zur Schaffung einer neuen Geisteswelt berufen (vgl. Bernsmeier 1980: 119f).

Zentrale Kategorien für den »Sprachverein« waren also genau diejenigen, die als Grundbegriffe antidemokratischen Denkens ausgemacht werden können: Nation, Gemeinschaft, Volk. In diesen Vorstellungen ist ein Strukturelement wirksam, das dem antidemokratischen Denken unverzichtbar erscheint, die Idee des Organischen (Sontheimer 1994: 244ff).

So waren auch nicht allzu große ideologische Brüche notwendig, um nach Hitlers Machtübernahme »Deutschland erwecke!« (Zs. 1933/4: 1) zu titeln und sich als »SA unserer Muttersprache« (Zs. 1934/5: 146) zu bezeichnen: Man sah in der NS-Diktatur die Erfüllung romantischer Deutschumsträume.

Das Fremdwort und der deutsche Geist

Diese Ideologen zu demontieren war Kraus immer wichtig, seine Sprachkritik war denunziatorisch, polemisch, analytisch und nichtwissenschaftlich. Aber: Erkenntnis läßt sich nicht nur wissenschaftlich gewinnen. Kraus' Verhältnis zu den ihm kostbaren Fremdwörtern, »die der deutschen Sprache, jawohl der deutschen Sprache ab 1914 durch den vorgeschriebenen Volkheitskoller (Nationalismus) gestohlen (requiriert) wurden« (Fackel 474: 29), war ein eindeutiges: Die Sprachreiniger »verstehen ihre eigene Sprache nicht, und so würden sie es auch nicht verstehen, wenn man ihnen verriete, daß das beste Deutsch aus lauter Fremdwörtern zusammengesetzt sein könnte, weil nämlich der Sprache nichts gleichgültiger sein kann, als das »Material«, aus dem sie schafft.« (Kraus VII: 9) »Gewiß, man muß Fremdwörter nicht gerade dort gebrauchen, wo es nicht notwendig ist, und man muß nicht unbedingt von Kretins sprechen, wo man es mit Trotteln zu tun hat.« (ebenda)

Namentlich erwähnt wurde der ADSV selten, seine Protagonisten noch weniger. Stattdessen sprach Kraus allgemein von Sprachreinigern, Puristen, Sprachputzern, eben von Trotteln oder einfach von den Herren, die die große Zeit anstatt sie mit Sprachreinigung zu vertun, lieber darauf verwenden sollten, ihren Mund zu reinigen, damit die Voraussetzungen für eine spätere internationale Verständigung vielleicht gegeben wären (Fackel 413: 43).

Auch wenn der Sprachverein ausnahmsweise nicht seiner Lieblingsbeschäftigung nachging, war eine Stellungnahme Kraus' undenkbar, in deren Zentrum nicht die Kritik des nationalistischen Gedankenguts gestanden hätte:

»Aus Deutschland, wo die Leute ihren Nationalstolz dreinsetzen, ihre Sprache zu dezimieren, ... kommt die Nachricht, daß der Allgemeine Deutsche Sprachverein, eine Art sprachlicher Brachialtruppe unter der Führung eines Herrn Dr. Sarrazin – der es wohl wert ist, daß ihn bekämpft des Christen Schwert – beschlossen hat, nunmehr noch die letzten Dehnungs-h auszurotten, Vokale zu erwürgen und was dergleichen Schandtaten des Wortterrors mehr sind ... Das letzte, was dem deutschen Volk geblieben ist, ist somit seine Ere.« (Fackel 588: 72)

»Razzia auf Literaturhistoriker«

Kraus' bekannte Liebe zur »Journaille« wurde nur noch von der zu den Literaturhistorikern übertroffen. Und zu einem, Eduard Engel, Autor mehrerer Bücher zur deutschen Literaturgeschichte und Sprache, unterhielt er eine besonders innige Freundschaft:

»Der Literaturhistoriker ist ein rückwärts gekehrter Analphabet. Als der stärkste Vertreter dieser Branche erscheint mir nun doch der Eduard Engel, und als der gefährlichste, weil er, wie ich höre, der beliebteste ist.« (Fackel 751: 58) »Dieser Herr Engel, der sich in Deutschland großen Ansehens und vieler Auflagen erfreut, hat mich auf die Idee gebracht, eine eigene Razzia auf Literaturhistoriker zu veranstalten. Vielleicht komme ich einmal dazu« (Fackel 296: 43; vgl. a. Fackel 398: 9, 554: 13ff, 640: 64).

Der Erzpurist Eduard Engel, um dessen Mitgliedschaft sich der ADSV lange vergeblich bemühte (erst 1934 wurde er Ehrenmitglied), sah im Fremdwortgebrauch ein »Krebsgeschwür am Leibe deutscher Sprache, deutschen Volkstums, deutscher Ehre« (zit.n. Kirkness 1975: 398). Sein »Sprich Deutsch!« war das bekannteste und das am weitesten verbreitete seiner »Entwelschungsbücher«. Die Vorstellung, daß die von ihm traktierten Gehirne mit etlichen Hunderttausend zu beziffern waren, und daß Familien ihre Freude daran hatten, wenn mancher Weihnachtstisch von diesem Engel geschmückt wurde, bezeichnete Kraus als eine, die keineswegs der Unappetitlichkeit entbehre (Fackel 751:58).

»Sprich deutsch!« sei leicht geraten. Wer kein Fremdwort gebraucht, habe darum noch lange nicht gelernt, der Forderung des Professor Engel zu entsprechen, selbst wenn dieser von der Leistung befriedigt wäre: sei dieser doch selbst nicht imstande, seine Forderung zu erfüllen, da allein der wohlthätige Gebrauch der Fremdwörter die deutsche Sprache davor bewahren könne, verhunzt zu werden (Kraus VII: 12).

Die Kulturnation und ihr Volk

Für das sich als überlegen gerierende »Volk Schopenhauers, das die Welt als Wille und Vorstellung leichter zu regieren glaubt, wenn es eine Telegrammadresse aus ihr macht und diese womöglich noch Drahtanschrift nennt« (Fackel 474: 29f) und dessen »Opfermentalität« hatte Kraus außer Spott wenig übrig: »Nun, man hat ja gewiß für die Leiden dieses Volkes das tiefste Mitgefühl. Aber, daß es immer nur die Demütigung durch übermütige Außenfeinde spürt und nie die Entehrung durch seine eigenen Literaturhistoriker, das ist das Erbarmungswürdigste von allem« (Fackel 640: 62). Verschwörungstheorien, die den Willen der deutschen Nachbarn zur Vernichtung des deutschen Wesens beinhalteten, waren nicht nur beim ADSV beliebt. »Der vereinigte Überfall der Russen, Franzosen und Engländer hat uns plötzlich die Augen darüber geöffnet, wie groß die Feindschaft gegen alles ist, was deutsch ist, deutsch denkt und deutsch spricht »heißt es in der Zeitschrift des Sprachvereins. Auf die Friedensliebe der Deutschen antworten die »halbasiatischen Horden« mit Haß. (Zs. 1914/10: 369; vgl. a. Bernsmeier 1980: 131)

Grundlagen eines Vergleichs

Sicherlich muß man im besonderen nicht befürworten, was im allgemeinen Unsinn ist. Und doch gibt es in der aktuellen Kampagne gegen Anglo-Amerikanismen in Frankreich einen bedeutenden Unterschied zur deutschen Tradition, auch wenn in Deutschland die Sprachreinigung heute kaum noch Relevanz hat und sich der »Volkheitskoller« andere Ausdrucksformen sucht.

Die politische Auffassung von *Nation* in Frankreich war (und ist) staatszentriert und an Assimilation orientiert, während sie »in Deutschland, wo das Deutschsein eine Hauptbeschäftigung bildet« (Fackel 445: 53), eine volkzentrierte und auf Differenz angelegte war (d.h. eine Selbstdefinition über das Konstrukt *Volk* und eine fiktive Ethnizität konnte nur in Abgrenzung gegenüber anderen erfolgen): Nationalität als ethnisch-kulturelle, nicht politische Tatsache (Brubaker 1994: 24; vgl. a. Scheuner 1978: 75f). Daß der nationalistisch motivierte Purismus im Vergleich demnach andere Implikationen aufweist – nicht nur im Verhältnis von Sprache zu Nation, sondern auch bei dem in Deutschland aus der Nationenauffassung resultierenden, völlig überhöhten und ideologisch verquastem Kulturbegriff – ist naheliegend und ein Unterschied ums Ganze.

Bei Kraus wurde die romantische Vorstellung vom deutschen Volksgeist und seinen Ausdrucksformen in Sprache und Kultur wiederum vom Nörgler destruiert, und in einem Vergleich wurde zugunsten des französischen Sprechers entschieden: »Sie sehen doch aber die deutsche Sprache als die tiefere? – Aber tief unter ihr den deutschen Sprecher. – Und die anderen Sprachen stehen doch nach ihrer Ansicht tief unter der deutschen? – Aber die anderen Sprecher höher.« (Kraus X, 201)

Alles in allem

Trotz seines charakteristischen Satzes »Ihre Sprache entlarvt sie!« machte sich Karl Kraus keine Illusionen. Schon 1907 schrieb er von der »Aussichtslosigkeit, mit Worten zu wirken« (Fackel 234: 2). Sein Spiel mit der Sprache endete dort, wo die Welt nicht bloß Zeichensystem war, sondern ein Ort von Konflikten. Daß sich die Zeichen erst nach deren Maßgabe deuten lassen, war ihm bewußt. Es zeigt sich an seiner längeren publizistischen Abwesenheit nach Ausbruch des I. Weltkrieges ebenso wie in dem Bekenntnis »Mir fällt zu Hitler nichts ein« (Kraus XII: 12).

Dennoch, sich ernsthaft auf den Kampf der Fremdwortjäger gegen die »welschen Sudelwörter« einzulassen und sich damit mitten im deutschümelnden Diskurs wiederzufinden war eine Falle, die der Purismus bereitstellte und in die Karl Kraus sich zu tapfen weigerte: »Eindeutschen – das ist die Tätigkeit jener in der Außenwelt unbeliebten Leute, die nach erfolgter Ablehnung den heroischen Entschluß gefaßt haben, sich auf sich selbst zu besinnen ...« (Fackel 431: 104). Aber auch »Gutmenschen« (Bittermann / Henschel) kritisieren, daß Kraus in seiner Sprache der »Brutalität seiner Zeit« verhaftet geblieben sei und sich nicht der von ihnen favorisierten moralisch korrekten Schaumsprache »bedient« habe: Als sei Polemik nicht die einzige Form sachlicher Auseinandersetzung.

Literaturhinweise

Ahlzweig, Claus (1994): Muttersprache - Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen.

Bernsmeier, Helmut (1980): Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in der Zeit von 1912 bis 1932. In: Muttersprache 90, 1980, 117-140.

Brubaker, Rogers (1994): Die französische und die deutsche Tradition des Nationalen. In: ders.: Staats-Bürger: Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich. Hamburg, 24-42.

Kirkness, Alan (1975): Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation. 2 Bände. Tübingen.

Kraus, Karl: Schriften. Bd. I-XII. Hrsg. v. Christian Wagenknecht. Frankfurt 1986-1989.

Quack, Josef (1976): Bemerkungen zum Sprachverständnis von Karl Kraus. Bonn.

Scheuner, Ulrich (1978): Staatsbild und politische Form in der romantischen Anschauung in Deutschland. In: Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium. Hrsg. v. Richard Brinkmann. Stuttgart. 70-89.

Sontheimer, Kurt (1994): Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. 4. Aufl. München.

Das Wörterbuch des Gutmenschen. Zur Kritik der moralisch korrekten Schaumsprache (1994). Hrsg. v. Klaus Bittermann und Gerhard Henschel. Berlin.

Zeitschriften:

Die Fackel. Herausgeber Karl Kraus. Nr. 1-922. Wien 1899-1936.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1886-1943.

Der Autor ist wissenschaftliche Hilfskraft in der Abteilung Historische Lexikologie und Lexikographie am Institut für deutsche Sprache.

Kreuzworträtsel

1	2	3	4		5		6	7	8
9					10	11			
	12			13					
14					15		16		
17					18				19
20			21		22				
		23		24		25			
26	27			28	29			30	
	31	32	33					34	
35							36		

Im Rätsel versteckt sind Vor- und Zuname des deutschen Sprachwissenschaftlers, dem dieses Rätsel eingefallen ist. Umlaute = AE, OE, UE; ß = SS.

WAAGERECHT: 1. unsere nationale Vereinigung der generell Sprachbesseren (Abk.); 6. nominales lokatives Halbpräfix, endlose deutsche Strömin, tolkiensches Fabelwesen?; 9. an den Staat, an ihn wird in Kreuzworträtseln viel gedacht; 10. daß er ahnungslos sei, ist wahrscheinlich eine falsche Etymologie; 12. weder Helmut noch Hartwig; 14. palindromer Komponist; 15. bekannt durch Brüsseler Spitzen (engl., Abk.); 17. mitten im Broiler, diese Quelle modernen Reichtums; 18. schlechter Tip oder Warnung?; 20. was Seiner Majestät Ordentliche Graukühe in London regelmäßig produzierte, aber nunmehr auch bei uns alarmiert; 22. besonders fixer Typ beim Golf; 23. Hinterteil eines Motorrollers; 25. der Ehre wegen, da verstehen viele keinen Spaß (Abk.); 26. schon vorbei; 28. des Windes, des Pfeffers, des Papiers und des Gebets Gemeinsamkeit; 31. gibt 11 senkrecht jetzt, nach

ihm, solch Geräusch von sich?; 34. konjunkionaler Strom; 35. zweifellos war er später da als das Lebensmittel mit zwei Buchstaben; 36. kopfloses Langohr.

SENKRECHT: 1. bestimmende Phrase (Abk.); 2. aufgrund fehlerhafter Geminatenvereinfachung orthographisch mißratene Aufforderung, das vielleicht sogar Enge zu suchen; 3. Aufforderung zur Ausforschung; 4. was ein Psalm dem Psalter, ist sie dem Koran; 5. ihm, dem berühmten Morphem, gilt diese Frage; 6. das fragt sich der zage Pirat mit diesem movierten Femininum; 7. die abgekürzten Engel; 8. Art der Relation (Abk.); 11. mit den Gedichten des Lyrikers aus dem 18. Jahrhundert kann sich seine Prosa nicht messen; 13. genau darin soll das Fett im Käse gemessen sein (Abk.); 14. Tiroler Schenkung mit eindeutiger Semantik; 16. in Kalifornien, ungefähr zum Einkaufen? (Abk.); 18. gibt es, wenn es sie gibt, nur im Singular (Abk.); 19. frühlingshafte Konjunktivform; 21. generative Theorie mit Auslautverhärtung; 24. ob die vorwärtsgerichtete Zeitschrift solche Frau schätzt, ob die rückwärts betrachtete Frau dem Kind eine gute ist?; 27. für uns die männliche Seele des Sturms, einst; 29. meiner Meinung nach (Pl., Abk.); 30. am Niederrhein macht man das z.B. mit der Tür, wenn man raus will, mit der Schnur, um das Päckchen zu öffnen und mit der Bremse, wenn man abfährt; 32. emanzipatorisches Suffix; 33. teilen die Alphabetreihe.

Aufforderung zum Mitmachen:

Wir veröffentlichen gern ein ebensolches Produkt eines Lesers. Wenn er erratbar ist, kann er sich durchaus auch im Rätsel als Lösungswort verewigen. Aus technischen Gründen sollte das Diagramm die gleiche Größe wie dieses Rätsel haben (10 * 10 Felder); die Positionierung der Graufelder und der Definitionen ist freigestellt.

Der Einsendeschluß ist am 15.2.1996. Unter allen richtigen Einsendern verlosen wir ein Exemplar der Dokumentation zur Germanistischen Sprachwissenschaft - Sprachwissenschaftliche Forschungsvorhaben 1993/1994, 615 S.

Carmen Spiegel: »Streit«

Wenn sich zwei streiten, freut sich bekanntlich der Dritte. In diesem Fall ist dies Carmen Spiegel, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache Mannheim, deren Buch »Streit« soeben in der Reihe Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache (Nr. 75) im Gunter Narr Verlag Tübingen erschienen ist.

Streit ist ein alltägliches Phänomen, das uns allen nur zu bekannt ist. Oft schon haben wir selbst Streitgespräche geführt oder uns in einen Streit verwickeln lassen. Aber dennoch sind viele linguistische Aspekte noch ungeklärt. Unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen haben sich des Streits als alltägliches Phänomen angenommen, so zum Beispiel die Psychologie, Soziologie und Linguistik.

Das Buch versucht, verschiedenen Fragestellungen nachzugehen, z. B. folgenden:

- Wie entsteht ein Streit?
- Welche Mechanismen treiben ihn voran?
- Worum geht es überhaupt bei einem Streit?
- Warum kann ein Streit eskalieren?

- Wie verhindert Streit Problemlösen, und was geschieht statt dessen?
- Wie gehen Streitende miteinander um?

Die 289 Seiten umfassende Untersuchung ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil bildet den theoretischen Rahmen. Dort werden zentrale Begriffe, wie Konflikt, Problem, Streit, Eskalation und Deeskalation, erläutert. Der zweite Teil der Arbeit ist der empirische, der private Streitgespräche analysiert. Der dritte Teil untersucht Phänomenbereiche von Streit, also die emotionale Beteiligung, Interaktionsblockaden und Interaktionsmodalitäten und ihre Veränderungen im Streitverlauf.

Gestritten wird in der Regel über etwas, das als Problem bezeichnet wird. Streit selbst wird als eine Methode der Konflikt austragung definiert. Ein Problem oder eine schwierige Lage reichen nicht aus, um einen Streit auszulösen. Es bedarf zusätzlich einer Äußerung oder eines Vorfalles, der von mindestens einem der Beteiligten als Provokation oder Imageverletzung interpretiert und dargestellt wird. Wird in einem Gespräch Streitbereitschaft signalisiert,

verwandelt sich Kooperativität der Gesprächsteilnehmer in Unkooperativität. Es geht nicht mehr nur um das Problem, das den Konflikt ausgelöst hat.

Aber wie wird ein Streit beendet? Und wie sieht ein idealer Streit aus? Wer nicht mehr nur seinen »Dampf« ablassen, sondern erfolgreich streiten will, findet in der Publikation des Narr Verlages mehrere interessante Anregungen dazu.

Carmen Spiegel: Streit. Eine linguistische Untersuchung verbaler Interaktionen in alltäglichen Zusammenhängen (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache). Gunter Narr Verlag Tübingen. 1995. 289 Seiten. 78,- DM.

Iris Schmid, Mannheim

Humboldt-Forschungspreise

Die Alexander von Humboldt-Stiftung verleiht jährlich bis zu 200 Humboldt-Forschungspreise an international anerkannte ausländische Wissenschaftler in Würdigung ihrer bisherigen Leistungen in der Forschung.

Die dem Institut für deutsche Sprache seit seiner Gründung verbundenen Wissenschaftler

Professor Dr. Jovan Djukanovic und Professor Dr. Miloje Djordjevic sind zwei der diesjährigen Preisträger.



Jovan Djukanovic, geb. 1931 in Maribor, studierte Germanistik an der Universität Belgrad und promovierte dort 1970. Zunächst als Assistent, seit 1970 als Dozent, danach (seit 1978) als

Professor, seit 1985 als Ordinarius, widmete er sich insbesondere der deutschen Sprache der Gegenwart. Seit 1973 ist Jovan Djukanovic Korrespondierendes Mitglied des Wissenschaftlichen Rates des Instituts für deutsche Sprache; er ist Ko-Autor der sowohl in München (Sagner) als auch in Novi Sad erschienenen zweibändigen »Kontrastive(n) Grammatik Deutsch-Serbokroatisch« (hrsg. von Ulrich Engel und Pavica Mrazovic, 1986). Zahlreiche weitere Veröffentlichungen zur deutschen Gegenwartssprache liegen vor. Jovan Djukanovic ist seit 1991 Leiter des Lehrstuhls für Germanistik in Belgrad.



Miloje Djordjevic, geb. 1938 in Jovac bei Cuprija, studierte Germanistik und Slawistik an der Universität Sarajevo. Nach seiner Assistentenzeit

promovierte er 1974 und wurde 1975 Dozent für deutsche Sprachgeschichte im Fachbereich Germanistik an der Universität Sarajevo, wo er dann auch von 1980 - 1993 als ordentlicher Professor für deutsche Sprache und deutsche Sprachgeschichte und als Lehrstuhlinhaber tätig war. Miloje Djordjevic war Mitarbeiter am deutsch-jugoslawischen Forschungsprojekt »Deutsch-Serbokroatische kontrastive Grammatik«, hat darüber hinaus mehrere Übersetzungen aus dem Deutschen ins Serbokroatische veröffentlicht und hauptsächlich in seinen Forschungsschwerpunkten Sprachgeschichte, historische Grammatik und Lexikologie des Deutschen publiziert.

Jovan Djukanovic und Miloje Djordjevic sind zur Zeit wieder als Gastwissenschaftler am Institut für deutsche Sprache.

Über eine weitere Preisträgerin, Prof. Dr. Inger Rosengren (Lund), berichten wir in der nächsten Ausgabe.

Virtuell

von Rainer Moritz

Es ist ja gut: Auch ich habe mittlerweile begriffen, daß es mit der Welt um uns herum nicht getan ist. Die reicht bei weitem nicht: »Virtuell« geht es zu im fortgeschrittenen Computer- und Medienzeitalter, und so macht ein vormals sperriges Fremdwort plötzlich Karriere. War es früher eher der strengen theoretischen Rede vorbehalten – bei Jürgen Habermas etwa lasen wir von der bürgerlichen Kunst und ihrem Reservat für »virtuelle Bedürfnisse« –,

so tummelt es sich inzwischen auf allen erdenklichen Spielwiesen.

Ein paar Beispiele? Die Lyrikerin Barbara Köhler hat, so ihr Kritiker Harald Hartung, »die deutsche Wirklichkeit mit virtuellen Welten vertauscht«. Der Politologe Claus Leggewie, immer für ein Zitat gut, räsontiert über die jüngste Geschichte: »Nein, 1989 hat nicht der Kapitalismus gesiegt, nur seine virtuelle Opposition ist weggebrochen«. Und Norbert Bolz, der Essener Philosophie- und Designprofessor, führt die Diskussion sogar auf den grünen Fußballrasen: »Die Zuschauer kritisieren den Spieler, weil sie virtuell auch besser spielen können.«

Na klar, »virtuell« ist eigentlich alles, was nicht ist, noch nicht ist, nicht mehr ist, aber doch sein könnte, irgendwie und irgendwo. Robert Musils Möglichkeitssinn hat ausgedient. Virtuelles ist schlechtweg allenthalben. Regine aus der Parallelklasse, die mir damals die kalte Schulter zeigte, war virtuell wohl stark an mir interessiert. Und wenn Steffi Grafs Return zwei Meter im Ausland landete, war er virtuell sicher auf der Linie. So wie Papa Graf ein virtueller Steuerzahler ist, Anna Ziegler eine virtuelle Mutter Beimer, Gerhard Schröder ein ebensolcher Bundeskanzler undsoweiterundsofort.

Der Autor ist Cheflektor des Reclam Verlags Leipzig.

Herstellung des SPRACHREPORTS

Dieses ist die erste Ausgabe des SPRACHREPORTS, die komplett am PC erstellt wurde. Dies bringt auch Änderungen für die Autoren mit sich. Sie sollten ihre Beiträge möglichst auf Diskette schicken, und zwar in folgendem Format:

3.5 Zoll-Disketten im DOS-Format, als Textverarbeitungsprogramm möglichst WINWORD, wir können aber auch WORD für DOS oder WORDPERFECT weiterverarbeiten.

NICHT bearbeiten können wir:

5.25 Zoll-Disketten,
MAC-Disketten.

Die neuen WORDPERFECT Versionen 6.0 und 6.1. Diese können wir nicht konvertieren!

Die Texte sollten nicht mit komplizierten Layouts versehen und nicht mit einer Formatvorlage erstellt sein. Die Formatvorlagen erstellen wir.

Sollten Sie dazu noch weitere Fragen haben, wenden Sie sich bitte an Claus Hoffmann, Tel.: 0621/1581-117



SPRACH REPORT

4. Quartal
1995

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft ___/96. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

Datum: _____ 1. Unterschrift _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift _____

An: Institut für deutsche Sprache, - Sprachreport -, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim